

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Der Kerschhackel vom Filzwinkler.

Erzählung von Anton Schott.



1.
 Ein Kur Schmied in der
 Flachau geht's lustig zu,
 und Scherzreden und
 Lachen hallen bis auf
 die Straße hinaus. Es
 sitzt wohl nur ein Tisch
 voll Bauernleute dort,

alle aus dem Filzwinkel hinten in den Bergen, aber sie scheinen sich wohler und behaglicher zu fühlen, wie wenn die ganze Schankstube gedrängt voll Gäste säße, sie scheinen sich so wohl zu fühlen, wie wenn es überhaupt keinen — Steuertag gäbe oder wenigstens für die Filzwinkler keinen. Und sie haben ihn heute gehabt, den gehäßten und gefürchteten Tag, haben zahlen müssen, daß ihnen fast die Schwarte gekracht hat. Aber sie sind trotz allem noch lustig und gut aufgelegt, lustiger vielleicht wie zu manch anderer Zeit.

Haben diese Leute dahinten in den rauhen, steinigten und moorigen Bergöden soviel Geld, daß sie nicht spüren, was ihnen der Staat in seiner Unerfättlichkeit abknöpft, achten sie Geld und Geldeswert so gering, oder ist man heute beim Steueramte ausnahmsweise einmal mild und menschlich gewesen? .. Könn't schon sein, daß sich in diesen abgelegenen und bettelarmen Bergwinkel zuviel Geld verirrete, oder daß beim Steueramte einmal soviel Einsehen zu finden wäre, was die Leute leisten können an Steuer und Abgaben, ohne den Brotkorb hübsch ein etliche Woche höher hängen zu müssen! Könn't schon sein! Solches wäre wahrhaftig ein Anlaß, froh und lustig zu sein und zu jubeln aus vollem Herzen; aber der Anlaß ist derweil nicht vorhanden, weitaus nicht. Die Filzwinkler haben um keinen Knopf mehr Geld wie sonst, und das Steueramt hat die Tugend der Barmherzigkeit noch allweil nicht angeschafft und nicht in seinen Vorschriften.

Der Tag ist warm, die Herbstluft speert und trocknet aus, der Lumpenmensch, dieser Kur Schmied, hat schon so ein gutes Bierl, daß man es ehren und achten muß, und . . . wie wär' es denn, wenn einem beim Steueramte der letzte rote Haler aus dem Sacke gerissen worden wäre! Oder wenn es gar nimmer gelangt und gereicht hätte! Nicht mußten dürst' einer dazu, kein Wöitel sagen und keinen un-rechten Brummer tun, sonst würd' er am Ende gleich . . . eingespunnen auch noch. Ja, wie bei einer Hundsmahlzeit geht's zu auf der Welt, gar nicht anders. Dürst' einer gerade nur einem großen Hunde ein Bröckel abzwa-cken wollen von seinem Fraße, beißen tät' er, wie das Steueramt einen einzwicken würde.

„Ich geh' aber jetzt doch heim,“ nimmt sich einer von den Filzwinklern plöcklich vor, ein wild- und wirrbärtiger Kund', wie sie halt dahinten in der Wild' und Deden aufwachsen. „Blieb' mir nicht

einmal mehr soviel, daß ich mir am Sonntag meine Wochenportion „Schnupf“ über die Grenze holen kunn't.“

„So?“ lacht der Kur Schmied hellauf und zwirbelt ein „bissel an seinem buchigen Schnurrbarte. „Das siehst dir gleich, Zacker: heute dem Staate Steuer zahlen, und am Sonntag ihn beluchsen.“

„Gar nichts beluchst,“ widerredet der Wildbart. „Wenn's keine Pascher gäbe, brauchten keine Aufseher zu sein, und die sind zu Tode froh, daß sie auch ihre Zahlung haben . . . Ich geh'.“

„Wart noch ein bissel,“ rät ein anderer.

„Wie ich gesagt hab' . . .“

„Ein Ding!“ lacht ein stichelhaariger Hüne. „Wenn die Kuh hin ist, soll 's Kalbel auch hin sein. Weiter bringen wir es eh' nicht als wie vom Leben zum Sterben. Soviel, daß wir leicht gar einmal dem Grafen ablaufen kunn'ten, läßt uns das Steueramt nicht im Sacke.“

„Wir kunn'ten gehen auch,“ billigt ein anderer, zieht eine feine Piße in die Nase, schnarcht behaglich dazu und läßt die stahlgrauen Augen von einem zum andern gleiten, gleichsam um die Wirkung seines Vorschlages zu erspähen. „Bis in den Filzwinkel zieht sich noch ein guter Weg, und wir werden noch ein paar Male Durst kriegen.“

„Mir scheint, heute . . .“

„Geht unter einer Zahlerei dahin,“ redet der wieder und blinzelt mit seinen grauen Augen gar eigentümlich. „Wenn uns das Steueramt alles abgenommen hätte . . .“

„Natürlich,“ lacht der Kur Schmied. „Ich geb' euch doch ein feines Tranckl dafür, und wenn . . .“

„Wenn's uns schaden täte, kunn'tst uns gleich kurieren auch.“

„Kerschhackel, du hast heute den helligen Brand gesehen,“ tadelt der Wildbart. „Mit dir ist's ganz aus der Weise. Sonst druckt und knaufert er wie . . . wie . . .“

„Bauernfeiertag, der Steuertag, und ich hab' gleich alle vier beisammen heute, hab' mir all die guten Zeiten auf einen Tag zusammengespart.“

„Wir brechen doch auf,“ billigt auch ein graubärtiges Männlein. Der Kerschhackel hat recht: der Weg ist noch lang, und wenn wir gerade noch Durst haben: unjer Ruhahn bittet auch ums tägliche Brot.“

„Ja, beim Ruhahn kriegen wir auch noch unsern Tranck,“ nickt der Wildbart und steht auf. „Und nachher, wenn leicht einer ein bissel einseitig werden sollt', er hat nimmer so weit heim.“ Er nimmt sich aber im stillen vor, sich am Ruhahn hübsch vorbeizudrücken.

„Auch hat er recht, der Stindl,“ gibt der stichelhaarige Hüne zu. „Vom Ruhahn haben wir nimmer so weit heim.“

„Der Kerschhackel jedoch will dawider noch allershand Einwendungen machen, findet aber kein Gehör mehr. Alle rüsten zum Aufbruche, und er muß mit, will er nicht allein hockenbleiben . . . Nein, er muß trotzdem noch nicht mit. Er braucht ein neues Säge-

blatt, und der Eisenjude liegt hübsch am Wegel gen das andere Ende des Marktes.

„Und das ist dir nicht früher eingefallen?“ entsezt sich der Graubart, der Thomerl, schier. „Daran gah nicht früher denkt? Jetzt, wo . . . Nein, ich bin schon des Weges, und nachher ging es leicht wieder von neuem los. Vergessen ist vergessen, und . . . muß halt nachher längere Schritte machen.“

„Beim Auhahn krieg' ich euch sicher.“

Alle brechen auf und machen sich auf den Heimweg, und der Kerzhackel geht noch zum Eisenjuden um ein Sägeblatt . . . Was tät' er schon daheim? Bis in den Filzwinkel braucht einer vier Stunden und . . . was tät' er schon daheim? Er läßt sich recht schön Zeit heimzu und kauft sich leicht in der Flachau noch eine Maß oder zwei, und beim Auhahn nochmals, wenn nicht unterwegs auch hier oder dort. Er kommt früh genug heim, allweil früh genug.

Beim Eisenjuden sucht er langmüchtig herum, bis ihm einmal ein Blatt paßt, und dann schlendert er wieder zurück nach des Kurzhmieds Wirtshäusel. Er hat noch Durst, und heute geht es unter einem Aufwaschen. Der Kurzhmied aber hat wenig Lust, sich zu einem einzigen Gaste in die Schenkstube zu hocken, und allein wird's dem Kerzhackel auch bald zuwider. So gibt er sich doch auf den Heimweg. Er braucht sich ja nicht zu übereilen, er hat Zeit vor sich, und beim Auhahn im Filzwinkel bleiben schon ein paar hängen, bis er hi. kommt, wenn . . . es nicht etwa gar zu spät wird . . . Wie es halt wird! Er versäumt nichts und braucht sich nicht zu übereilen . . . Hat nicht etwer gerufen?

Er schaut sich nach allen Seiten um und schlendert wieder weiter, da er niemand sieht. Wer weiß, wer einander gerufen hat? Ihm kann es auch gleichgültig sein, aber er hat im ersten Augenblicke richtig gemeint, es . . . Ah! Unsinn! Wer wird denn erschrecken beim helllichten Tage? Aber beim Auhahn legt er sich hübsch ein paar Halbe über die Leber, hübsch ein paar, daß er . . . daß er nicht aus der Stimmung kommt, in die er beim Kurzhmied hineingefunden.

Teufel noch einmal! Jählings bricht ihm der Schweiß aus allen Sehlöchern der Haut, wie wenn er mit einem um die Wette rennte! Und er schlenbert doch nur so dahin, daß man's mit knapper Not halt auch noch gehen nennen kann. Davon brauchet einer nicht zu schwitzen und wegen der übermäßigen Hitze auch nicht. Es ist wohl ein recht warmer sonniger Tag, aber man hat doch schon die Zeit um die Kirchweih' herum, und was hat's oftmals im Hochsommer für eine Hitze, und man braucht nicht halb soviel zu schwitzen, trotzdem man auch noch bärenmäßig arbeiten muß dabei . . . Das Bier? Kurnt' auch sein, daß es wieder aus dem Leibe seihen muß, sonst . . . Nein, sonst ist's nichts, gar nichts.

So sinnt und schlendert er dahin, und hinten auf der Hochstraßen kauft er sich beim Rühbarnwirt auch eine Maß. Sind ein paar Holzfuhrleute dort, und nachher kommen einige Viehhändler und seilschen und

handeln schier ärger wie die Juden. Da bleibt er, bis es zu nachten anfängt, und unterhält sich mit den Leuten . . . Bis es zu nachten anfängt? Kurnt' ihm einfallen! Die Nacht ist keines Menschen Freund, durch den Tobel hinauf soll es seit jeher nicht recht gebeuer sein, und . . . es hat's nicht not, daß er mehr sieht oder hört, als was er sehen und hören will, es hat's gar nicht not. Es fängt übrigens eh' schon an, sich gen Abend zu neigen, und der Tag hält um diese Zeit gar nimmer her. Wenn einer auch meinet, er hält' einen Tag vor sich wie einen Sommertag, und er kurnt' auch diese Länge haben; ja sonst etwas! Gleich wird's zu nachten anfangen, in einer halben Stunde, in einer Stunde längstens, und er hat noch nahezu zwei Stunden heim und muß durch den Tobel! Jetzt heißt's ausbrechen und die langen Schritte einsetzen, sonst . . . Ah was! So ein Hasenfuß ist er doch sein Lebtag noch nie gewesen, und wie oft ist er schon in rabensfinsterner Nacht durch den Tobel gegangen? . . . Nein, es ist schon Zeit auch, höchste Zeit, und mancher andere kann schon lange daheim sein und vielleicht noch etwas werken und schaffen, eine Kleinigkeit, viel eh' nimmer. Ja, er macht sich auf die Strümpf' und schaut, daß er zum Auhahn kommt.

Hastig zahlt er, und hastig macht er sich auf den Weg.

Die Sonne neigt sich schon stark zum Untergehen, und wenn sie um diese Zeit nicht durch die Lute des Mühleckertales hinunter könnte, sondern über die Höhen hinunter müßte, wäre sie schon längst drunten. Nöthlicher Glanz liegt über den Höhen und hängen des Hochsteines, die Häuser und Höhe dort oben schauen aus wie aus lauter Rosenblättern aufgebaut, und manches Fensterlein blinkt und flammt, als wenn es dahinter hellauf brennte. Die Gegend im Tobel und gegen den Filzwinkel hinauf aber liegt im violetten Schatten.

Ein Bärlein kommt ihm entgegen, freudleuchtendes Lachen über den Gesichtern und die Streurechen über den Schultern, und er stimmt ein Truchlied an. Paßt ihm aber auch nicht; er bricht kurz ab und schreitet und hastet stumm und sinnend weiter, bis er in den Tobel kommt. Dort fängt er zu pfeifen an, alle möglichen Weisen und Stücken bunt durcheinander, wie sie ihm halt gerade in der Hast einfallen. Und wie wenn ein Feind hinter ihm her wäre oder ein Wetter mit Wolkenbruch und faustgroßen Schlossen eilte er durch den Tobel.

Schier so naß wie gerademweg aus dem Bache gezogen kommt er zu dem einschichtigen Straßenwirthshause droben auf der Höhe, wo der Tobelgraben endet und die Hochflache beginnt, die der Filzwinkel heißt. Das Wirtshäusel heißt „beim Auhahn“, und der Besitzer schreibt sich auch Auhahn, Kaspar Auhahn. Da legt er sich jetzt ein paar feste Maß über und . . . Ja, weil er nur da heroben ist, und wenn nur etwer drinnen wäre! . . . Es ist noch Licht, und höchstwahrscheinlich sitzen noch ein paar drinnen von denen, die auch beim Kurzhmied drunten gewesen in der Flachau.

Nichtig! Der Kumpf ist noch da, der stichelhaarige Neffe, der Knaus, der Steger und der Scheck, und sie alle starren und stieren ihn an, wie . . . Ja, wie denn gerade nur? Höllteufel noch einmal! Soll er sich jetzt so oder so denken?

„Himmelschimmel!“ knurrte und pfaucht er, da er das Sägeblatt auf die Bank wirft, sich schwerfällig auf einen Stuhl niederläßt und den nur so rinnen- den Schweiß abzutrocknen versucht. „Eine Schwülen hat's noch wie . . . wie mitten im Sommer, und . . . wenn einer nur einmal zurück ist! Was wär's gewesen, wenn mir einer . . . einer oder der andere noch ein Zettel gewartet hätte?“

„Magst eine Halbe?“ fragt der Wirt, ein langmächtiger, rotbärtiger Mensch, und seine Stimme klingt merklich anders denn sonst.

„Eine Maß gleich!“ schaffte der Kerchschackel.

„Zwegen was bist nicht gleich mitgegangen?“ fragt der Steger halb tadelnd, halb mitleidig, während die andern noch alleweil starren und schauen wie nicht recht gescheit . . . Wer wird ihm's sagen, dem Kerchschackel, was für einen . . . Steuertag er heute hat? Wer wird den Mut dazu aufbringen? Sind Kerle, die es mit einem Bären aufnehmen oder mit drei, vier Segnern, aber . . . einem das sagen? Und nachher ihm den Trunk vergiften nach dem er sichtlich lech-



„Zwegen was bist nicht gleich mitgegangen?“ fragt der Steger halb tadelnd.

zet? Gehört ein Herz dazu, und nicht jeder hat es. Der Wirt bringt den schäumenden Maßkrug und stellt ihn vor den Kerchschackel. „Gesegn' es Gott!“ wünscht er, wie es der Brauch ist in der Gegend. „Und . . . is' vielleicht zuerst einen Brocken Brot! Ein hitziger Trunk hat manchen schon . . . schon verdorben.“

„Ja, tu her ein Bröckel!“

Und während der Kerchschackel an dem Bröckel Brote beißt und würgt, beginnt er von außen herumzureden und ein bißel vorzubereiten, damit das harte Wort nicht zu jäh kommen möge. Wenn ein Wetter am Himmel heraufzieht, weiß jeder, welche Zeit es ist und wessen sich einer versehen kann, wenn aber ein Torichlag aus heterem Himmel herniedertracht, macht jeden der jähe Schrecken ganz besinnungslos. Und es ist, wie wenn einem etwas zuginge. Sie

haben erzählt, wie lustig und übermütig schier dieser Mensch heute gewesen, und . . . jetzt wariet seiner so eine Neugheit, so . . . ein Fall. „Der Menich muß an seinem Gesunde halten, so viel er halten kann; schlupft ihm eh' oftmals das Trumm aus der Hand trotz allem Halten oder . . . oder . . . Wie jag' ich denn gerade? Oftmals wird's auch abgerissen, wurzweg abgerissen von . . . von halt einem andern . . .“

Ein paar Augenblicke stiert nun der Kerchschackel den Wirt gar sonderbar an, greift nachher hastig nach dem Krüge und trinkt ihn auf einen Zug fast halb aus.

„Weißt leicht schon . . . etwas?“ fragt der Wirt, so nahe als möglich herankommend. Dem Anstaren nach mag ihm vielleicht schon eine gelinde Ahnung

aufsteigen, eine Vorahnung, wie es die Leute nennen.

„Ich? Nichts, kein Wörtel. Was . . . sollt' ich denn . . . wissen?“ dehnt der Kerchschackel schier ellenlang heraus, und sein sonnbraunes Gesicht wird fast rindenbraun.

„Wenn etwas sein will, schickt sich halt etwas,“ drückt der Wirt noch etwas herum. „Kannst nichts machen. Mußt den Schleuderer hinhinnehmen und schauen, daß du auf den Füßen bleibst.“

„Was . . .“

„Komm' ja nicht leicht möglich sein, daß du etwas gehört hättest unter-

wegs, aber . . . erschrick nicht!“

Darf eins nur sagen, das andere soll nicht erschrecken, nachher weiß dies schon, woran es ist, und daß es alle Ursache hat, zu erschrecken.

„Ich weiß nichts. Was . . .?“

„Deine Schwester haben sie umgebracht,“ sagt nun der Knaus schlankweg heraus, da seiner Ansicht nach dieses Vorbereiten peinlicher sein muß wie die Nachricht selbst, die einer doch allemal noch erfahren muß. „Ja, deine Schwester die Marget.“

„Was . . . d' nicht sagst?“

„Ja, den Vormittag über muß es gewesen und geschehen sein,“ erzählt nun der Wirt weiter. „Wie deine Leut' vom Streurechen heimkommen sind gen Mittag ist's schon geschehen gewesen . . . Keine Marget um und um im Hause, nicht eingeeißt und nichts hergerichtet für den Mittag, und wie sie ge-

sucht haben, haben sie sie gefunden im Keller unten . . . erstickt in einem Bett . . .“

„Das hab' ich von allem Anfange weg schon nicht geglaubt,“ behauptet die Wirtin und schaut ein paar Augenblicke von ihrer Fickerei auf. „In einem Bette eins ersticken!“

„Ist so erzählt worden,“ behauptet der Wirt.

„Möglich wär's schon,“ gibt der Scheck zu. „Wenn eins jählings über die Stiegen hinunterfallet, und sich leicht hübsch damisch¹⁾ schläget, bis es zu Sinnen käme, kunnt' es erstickt sein in einem Bette. Sel wäre schon möglich, und sind schon hie und da kleine Kinder erstickt im Bette, wenn sie daruntergerutcht sind und sich nicht helfen haben können.“

„Was d' . . . nicht sagst? Die . . . Marget?“ So der Kerschhadel wieder. Mit leicht zitternder Hand hält er den Maßkrug beim Henkel, und seine Blicke gleiten von einem zum andern, als wollten sie hinter die trockenen Reden lugen.

„Ist so erzählt worden,“ bestätigt der Wirt wieder.

„Gleich im ersten Weichrei hat's nicht anders geheizen; aber wie nachher die Schandarm kommen sind, hat sich's herausgefunden, daß der Kas' anders riecht. Ein Ohrringel haben sie bei der Kammertür gefunden, abgerissen, und alles hat sich bei genauerm Ansehauen so gezeigt, daß . . . daß halt ein anderer dabei gewesen sein muß . . .“

„Alle . . . guten Geister!“ drückt und preßt der Kerschhadel heraus und schüttet den Rest der Maß in sich. Und dann langt er nach dem Geldbeutel, zählt und richtet sich zum Gehen.

„Sel . . . sel . . .“

„Sel würdest dir auch nicht denkt haben, wie du for- bist,“ meint die Wirtin. „Und wie sie gerade vorhin erzählt haben, daß du den ganzen Tag über so lustig gewesen bist und so aufgeräumt! Wie wenn einem halt etwas vorginge!“

„Wäre schon bald so,“ brummt der Kerschhadel und langt nach seinem Sägeblatte. „Wäre wirklich bald so . . . Mit geht ihr keiner? Kumpf? Tätejt mir einen Gefallen, wenn du für eine Weil' mitgingest. Wird eine Nacht werden . . . heute nacht.“

„Wenn d' meinst,“ willigt der ein. „Ein Zeitel will ich schon mit, aber . . . Werden eh' schon Ausbleiber²⁾ dort sein aus der Nachbarschaft, und wenn einer schon den ganzen Tag herumhockt in . . . in der Welt, derselbe . . .“

„Ob nicht der Lump, der Himmelzahner³⁾ . . .“ argwohnt der Kerschhadel, während sich der Kumpf zum Mitgehen richtet. „Gefallen hat er mir noch nie, der . . . der . . .“

„Der . . . Hans meinst, der . . . Himmelsteine- burh?“ behnt der Steger heraus. „Tu dich ein bißel hüten, Kerschhadel!“

„Zwegen was?“ fragt der hastig und wirft ihm einen süchtigen und scheuen Blick zu.

¹⁾ bewußtlos.

²⁾ Leute, die die übliche Totenwacht halten.

³⁾ zahnen = falsch, zähnefletschend lächeln.

„Zwegen was? Weil d' jetzt gar nichts sagen kannst, bis eine Handhabe da ist. Erstens ist einer bald in einen falschen Verdacht gestellt, und nachher, wenn er's nicht leidet und dich verklagt . . .“

„Gute Nacht alljam!“ wünscht der Kerschhadel kurz und geht der Türe zu. Werden halt sehen . . .“

„Dir ist heut nicht leicht eine zu wünschen, eine gute Nacht,“ meint der Scheck und richtet ebenfalls übers Zahlen und Heimgehen. „Da müßt' die Karten lügen.“

Der Kerschhadel und der Kumpf gehen hinaus und schlagen den Weg zum Kerschhadelhöfel ein. Der Kumpf ginge lieber gerademwegs heim, aber was will einer tun, wenn er schon angegangen wird um so einen Gefallen? Mitgehen tut er, und bei der ersten Gelegenheit drückt er sich wieder. Wenn ein paar Nachbarn dort sind im Ausbleiben, mißt ihn eh' keiner mehr.

Dumpf-schweigend liegt die sternglitzernde Herbstnacht über der in dunkles Grau gehüllten Gegend, und schweigend stapfen sie all zwei hintereinander dahin. Der tagsüber so aufgeräumte Kerschhadel ist schweigjam und fast stumm geworden, und niemand kann es ihm verdenken, und was sagt er, der Kumpf? Was weiß er mehr von der . . . dieser Tat, als was vorhin im Wirtshäusel geredet worden, und was redet einer, wenn er nicht unversehens und ungewollt ein Dertel erwischen will, wo es dem andern bitter wehe tut. Wenn er denkt, wie ihm zumute sein müßte, stände er in des andern Schuhen! Kein L'stchen rührt und regt sich, kein Blättlein wispert und flüstert im Gehecke, und nur von Zeit zu Zeit h'rt man auf ein paar Augenblicke das leise Rauschen des Tobelbaches, das beinahe so anmutet als hörte man die Gegend oder die Nacht verstohlens Ausrufenzen.

In einer seichten Mulde am Fuße des Weissensteins liegt das Kerschhadelhöfel in seiner Weltabgeschiedenheit, aber heute strahlt das Licht aus allen Fenstern, und leises Stimmengemurmel hallt in die Nacht heraus.

Ein Totes im Hause, das frühmorgens noch frisch und lebendig gewesen und das . . . durch eines Mörders Hand ums armjelige und doch nicht minder frohsreudige Leben gebracht worden! Wenn eins so vernirbt und wenn es auch unverhofft kommt, wenn eines Menschen Ziel und Zeit abgelaufen nach dem Statichlusse des Schöpfers: wer kann dafür? Wer kann ein ewig und für jeden ewig gleich bleibend Gesetz ändern? Wenn eins ein jäber Unfall trifft, wie sich's mitunter bei der schweren, gefahrvollen Arbeit ereignet: man kann zumeist nicht dafür, aber man nimmt es schwerer, und man macht sich alle möglich'n Vorwürfe, daß man gerade denselben Tag diese Arbeit angeschickt. Aber ein Mord, eine Mordtat! Mit ruchloser Hand nehmen, was der Mensch nicht geben kann mit bestem Willen, nehmen, woran der ärmste Bettler hält und rettet, und das manchmal nur dem reichen Müßiggänger zur Last wird: das Leben! Ein Mord! . . . Da kann eins nichts

mehr sagen dazu, da kann eins nur mehr schaudern und verurteilen.

Der Kumpf bleibt vor dem Hause stehen. „Stehst nimmer an auf mich,“ sagt er ganz unvermittelt. „Wie man hört, sind Leute genug in der Stuben, und ich . . . Weißt ja, heute der ganze Tag. . . Und: Alis, nimm dir's nicht gar zu hart! Es wird nimmer anders, wie es ist.“

„Eh' nimmer, aber . . . ich zähl' und mutmaß' halt alleweil . . .“

„Gute Nacht, Alis!“

Er kehrt sich kurz ab und geht heimzu, der Kerschhackerl aber bleibt noch ein paar Augenblicke stehen, als müßt' er sich erit besinnen, in welcher Zeit er stünde, oder sich fassen, und nachher geht er ins Haus und in die Stube.

An der Stubentür bleibt er stehen und schaut so wie einer, der . . . der sich halt im ersten Schrecken nicht auskennt.

Ein untersehter, etwas verunstalteter und beschränkt dreinsiehender Burisch kommt händeliegend auf ihn zu: sein Bruder, der Girgl. „Alis, mein, Alis! Die Geschichte! Die Not! Unsere Marget . . . Und noch liegt sie im Keller unten und darf nicht gerührt werden, bis morgen die Gerichtsherrn kommen . . . O mein, Alis! Zwegen was bist heute nicht daheimblieben, zwegen was . . . hast müssen . . . ?

„Weißt es leicht eh' schon?“ fragt der Ulrich, der Zumann dazwischen.

„Der . . . Auhahn hat mir's gerade vorhin erzählt, und . . . und wer geht denn Steuerzahlen, und wenn ich auch . . . nicht gangen wäre, so wär' ich mit ins Streurechen.“

„Aber natürlich,“ bestätigt der Ulrich. „Wenn etwas sein will! Und wer kann denn . . . so etwas im vorhinein wissen?“

Der Kerschhackerl legt das Sägeblatt auf den Schüsseltar¹⁾, geht einige Male die Stube auf und ab und wischt sich den perlenden Schweiß von Gesicht und Kopfe. „So eine Geschichte,“ murmelt er, „so eine Geschichte! Ich . . . ich weiz im Augenblicke nicht, wo mir der Kopf steht. Ein Schlaq auf den andern und . . . und . . . Na, halt so fort in derselben Dicken!“

Was redet denn einer nicht zusammen in solcher Stunde? Die Leute nehmen nicht jedes Wort so genau, das einem zu solcher Zeit über die Lippen ruticht, und der Herrgott wird's noch weniger genau nehmen müssen, da er ungleich gerechter und mildherziger ist, denn alle Leute mittammen . . .

2.

Am nächsten Tage kommt die gerichtliche Beschau: ein Gerichtsherr, ein Schreiber, ein Arzt und zwei Gendarmen.

Im Kerschhackerlhöfel arbeiten sie in und ums Haus herum so totschlächtig und zagflüchtig wie Zinnen, in deren Stocke etwas in Unordnung gekommen, und

eins wie das andere sieht der Gerichtsabordnung mit recht gemischten Gefühlen entgegen Gerichtsherrn sind eigene Herren, und wer nicht gerade mit ihnen zu tun haben muß, weicht ihnen aus. Ein schiefes Wort wenn einer einmal herausradert, oder wenn er ein bißel raust, nachher stecken sie ihn in den Kotter, aber wenn einem von einem Größeren unrecht geschieht, da ist's schon nimmer so, und gar erst . . . Na, man wird ja sehen und hören, was sie alles ausbrüten werden, und ob sie den Mörder erwischen. Freilich, haben wenn sie ihn täten, nachher sprächen sie ihm schon ein paar Monate zu, vielleicht ein bißel mehr, wie wenn einer bettelt oder vor Hunger eine Kleinigkeit stiehlt, aber zwischen Haben und Finden ist ein hübsch breiter Graben.

„Die ganze Geschichte wird für die Kaze sein,“ mutmaßt der Ulrich und raspelt unter tüchtigem Kreistien eine gehörige Menge Schnupstabaq in die Nase, „gerade für die Kaze, zähl' ich. Daß die Marget tot ist, sel kennt ein jedes, und . . . und . . . wer hat's denn gesehen, wie es hergegangen ist und . . .“

„Ich argwohne halt alleweil auf den Lumpen,“ brummt der Kerschhackerl in seinen buschigen Schnauzbart und zieht mit dem Keutel die Spannfette des Wagens an, daß die Kettenglieder knaden.

„Schau! Und gerade an diesen dent' ich nicht,“ widerpricht der Ulrich baumfest. „Brächstest du eine um, die du in der nächsten Zeit heiraten willst . . . und die dich herausreißen sollt' aus . . . aus dem Gesumpfe?“

„Ich nicht und ein anderer leicht auch nicht, aber . . . Lump ist Lump, und wenn sich nachher die Geschichte . . . ein bißel spießen will und . . . und . . . daß es mit dem Herausreißen nicht mehr viel gleichsieht . . . ?

„Ja . . . sie ist doch alle Luksi¹⁾ gewesen für ihn und hat auf keinen Menschen und auf kein Reden mehr gehört.“

„Eh, eh,“ gibt der Kerschhackerl zu und nickt ein paar Male vor sich hin. „Ist eh' so gewesen, ist eh' gar nicht anders gewesen, bis . . . bis ihr halt doch ein bißel ein Verstand kommen ist. Vorgestern . . . auf die Nacht haben wir noch so geredet und geraten darüber wie man halt schon redet, und . . . sie hat es eingesehen, daß sie keine größere Dummheit nimmer ansangen konnt'. Leicht . . .“

Die Gerichtsherrn kommen heran und begeben sich ins Haus, und alle Hausleute müssen mit in die Stube.

Ob schon jemand im Keller gewesen seit gestern, seit die Gendarmen fort sind? . . . Kein Mensch, nicht einmal der Bauer, weil es so angeschafft worden ist. Nur die Kellertür, die einen Teil der Kammertür bildet, ist zugemacht worden, damit nicht etwa noch jemand hinabstie und sich totschlage.

Und jetzt: Wie ist alles gewesen?

Wie alles gewesen ist? Das ist leicht gesagt, so weit man es weiß. Was eins nicht weiß, kann es

¹⁾ Kar = Gefäß, Behälter.

¹⁾ so viel wie Feuer und Flamme.

nicht sagen . . . Gestern ist der Steuertag gewesen für die Filzwinkler Gemeinde, und weil er, der Kerschhackel, hat steuern gehen müssen, hat er zum Streurichten angerichtet. Er hat sich zum Gang in die Flachau zusammengedrückt, hat Steuerbüchel und Geld zu sich gesteckt und ist nachher mit dem Bruder, dem Girgl, mit dem Ulrich und seinem Weibe und mit der Kosala, der Dirn, hinauf in den Wald am Weissenstein, hat ihnen oberhalb des Jakobiweges den Platz gezeigt, wo sie Felsstreu¹⁾ rechen können, hat ihnen aufgetragen, nicht zu tief zu rechen und keinen Schaden zu tun, und ist nach dem Jakobiweg gleich auf der anderen Tobelseite nach Flachau gegangen. Dort hat er seine Steuer entrichtet, beim Kürschmied hübsch kliche der Filzwinkler getroffen und . . . ist halt hochengeblieben mit ihnen. Als sie sich aber auf den Heimweg gemacht, hat er sich erinnert, daß er noch ein Sägeblatt kaufen und heinbringen muß, und hat sich so erst recht verspätet. Beim Ruhahnwirts hat er nachher auf dem Heimwege von der . . . der Wirtschaft übereinander erfahren. Mehr kann er, der Kerschhackel, nicht sagen.

Wird eh' sein, denn was kann einer wissen, was daheim geschieht, wenn er in der Flachau steuern ist? . . . Warum aber die Marget nicht mitgegangen aufs Streurechen?

Warum? Weil im Auswärts²⁾ kurz hintereinander seine Mutter und sein Weib verstorben sind, der Doktor weiß eh', was ihnen gefehlt hat, und weil halt seit dieser Zeit die Marget die Hauswirtschaft führen muß oder hat führen müssen. Und so ein Weiberleut muß vormittags daheim sein. Das und das gib't zu tun, und wenn die Leut' aus der Arbeit kommen, wollen sie ihr Mittagessen haben. Wenn eins alles im voraus wüßte, hält' es so gerichtet werden können, daß alle ums Haus herum beschäftigt gewesen wären . . . Wenn eins halt alles im vorhinein wüßte!

Wie das Graußige geschehen und gekommen ist, weiß auch keines von den andern. Sie sind mit dem Bauern in den Wald am Weissenstein hinauf und

haben oberhalb des Jakobiweges Streu gerecht, bis es so gegen Mittag und Zeit zum Heimgehen geworden. Rechen und Hacke haben sie oben gelassen, und die müssen jetzt noch oben sein, weil seither keines mehr hinaufgekommen . . . Der ganze Hof ist wie öd und ausgestorben gewesen, Tür und Tor unversperrt, der Ofen kalt und die Kellertür offen, und von einer Marget keine Spur, bis man über lauter ängstlichem Suchen auch in den Keller gekommen. Da ist sie halt unten gelegen hartnahe bei der Stiege, das Bett auf ihr und maus'tot. Ob sie selbst hinuntergefallen, oder ob sie jemand hinabgestürzt, sel kann natürlich keines sagen, das um dieselbe Zeit am Weissensteiner Walde oben gearbeitet.

Tür und Tor offen! Wenn ein unrechter Mensch in der Nähe gewesen wäre oder die Hand im Spiele gehabt hätte, wäre das ganze Haus auszuäumen gewesen . . .

Ob schon nachgeschaut worden, ob dies oder jenes fehlte, Geld, Wertsachen und dergleichen? . . . Keinem Menschen ist solches bisher eingefallen, weil keines ein Stückel vermißt hat und auch, weil man in einem solchen Falle am allerwenigsten an das denkt, woran man zuerst denken sollte.

So sucht man nun, aber es geht nichts ab, kein Tüschel, kein Knopf, Geld und nicht einmal ein Nagel, nichts, gar nichts.

Ein Raubmord kann's also unmöglich sein, trotzdem

der Gedanke so nahe liegt; die Gendarmen jedoch behaupten, daß nach ihren Beobachtungen und Ansichten ein unglücklicher Zufall, ein Unfall, vollständig ausgeschlossen ist, und daß unbedingt ein Mord vorliegen müsse.

So geht man an die Beschau. Es wird vorerst jede Möglichkeit genau in Erwägung gezogen, dann die Leiche heraufgeholt und vom Arzte untersucht . . . Der Tod ist durch Ersticken eingetreten, aber alles andere deutet darauf hin, daß vorher, wenn schon nicht ein erbitterter Kampf, so doch ein kurzes Ringen und Wehren stattgefunden haben müsse, wobei die nun Tote möglicherweise der offenen Kellertür zu nahe gekommen und hinabgestürzt oder geradewegs hinabgestürzt worden. Am Hinterkopf ist etwas zu sehen, wie wenn dort ein Aufschlag auf eine der steinernen, hübsch scharfartigen Stufen statt-



Und jetzt: Wie ist alles gewesen?

¹⁾ Fels = abgefallene Fichten- und Lannemadeln vermischt mit Moos.

²⁾ Frühjahr.

gehabt hätte. Der Erstickungstod kann nachher absichtlich herbeigeführt worden oder zufällig in Folge des betäubenden Aufalles eingetreten sein. Mehr läßt sich vorläufig nicht raten, mutmaßen und sagen. Wer aber war bei dem als sicher annehmbaren Morden und Mordern?

„Hm!“ macht es der Ulrich geringschätzig. „Wenn das einer wüßte, nachher . . . hätten wir nicht um die Schandarm geschickt.“

„Den Lumpen müßt ihr umbringen,“ fordert der Giral.

Einperren, umbringen, hängen, alles dies könnte man mit dem Kerl tun, wenn man ihn einmal hätte, aber ehvor haben es auch schon die Nürnberger nicht getan . . . Ob kein Verdacht besteht?

Verdacht? Mein! Auf wen kommt' ein Verdacht haben, wenn es weder so noch so sagen kann, und wenn es nicht einmal richtig weiß, wie es gewesen ist?

Es wird noch einmal alles untersucht und jede Möglichkeit in Erwägung gezogen, dann muß der Schreiber dies und jenes aufschreiben, und endlich geht die Gerichtsbeschau wieder dorthin, von wannen sie gekommen. Man weiß nicht mehr und nicht weniger wie vorher, nur darf jetzt die Leiche in der üblichen Weise in der Stube aufgebahrt und am andern Tage begraben werden.

„Es wird doch nicht viel anders sein, wie ich mein' und mutmaßte,“ sagt der Kerschhacker nachher auf der Gred draußen zum Innmanne, als die Beschauherren gerade ums Stadeldeck biegen, und einer der Gendarmen hört es und kommt gleich darauf wieder zurück. Auch die andern kehren noch einmal um.

Wie meint und mutmaßt er, der Kerschhacker?

„Mein!“ macht es der schon und zurückhaltend. „Wie man in so einem Falle oft schon hin und her ohrt und strubelt! Es kann leicht kein Darandenten sein, aber . . . es kommt einen halt in den Kopf . . .“

„Gerade dawider traut' ich mir meinen Kopf zu verwetten,“ unterbricht ihn der Innmanne, der Ulrich.

„Nur heraus damit!“ fordert der Gerichtsherr. „Ob die Mutmaßung richtig oder irrig ist, das wird das Gericht zu untersuchen und zu entscheiden haben und auch entscheiden, und jeder ist verpflichtet, alles zu sagen und bekanntzugeben, was zur Aufklärung des Falles beitragen kann.“

„Zu halt auch so eine Mutmaßung, und wenn einer doch unrecht in einen falschen Verdacht käme! Die Leut' machen oftmals nochmals so viel dazu . . .“

„Nur heraus damit! Wie meinen Sie?“

„Meinen? Mein! Ich hab' halt auch so geohrt . . . Die Marget hat sich dummmweise einmal eingebildet, daß sie einen . . . einen . . . halt ein bißel einen Lumpen heiraten wollte, den Himmelsteiner Hans. Etwan kennen ihn die Schandarm eh'. Ganz so viel Verstand wie manch andere hat sie eh' ihr Lebtag nicht gehabt, und . . . und man weiß ja, wie oft ein Weiberleut ist, wenn es sich etwas einbildet. Was ich die ganze Zeit her geredet hab' an ihr: nichts ist's gewesen, und nichts hat es gefruchtet . . .“

„Wer weiß hätt' sie es gerade verfehlt?“ meint der Ulrich.

„Ja, sagen konnt' es eins auch nicht, aber hergeschaut hat's zum Versehen . . . Und vorgestern bin ich noch einmal eingerückt über sie und hab' ihr . . . hab' ihr mehr ins Gewissen geredet wie . . . ein Missionsprediger. Da ist sie doch strubelnd worden und wankelmütig und hat sich gezeigt, daß sie einen richtigen Verstand annimmt . . . Ich . . . hab' natürlich eine Mordstunde kriegt, und wie ich nachher die . . . die Geschichte hör', ist's mein erster Gedanke gewesen: ob es nicht da etwas geben hat? Dürfte gerade dieser . . . dieser Mensch ins Haus kommen sein und von ihrem Wankelmüt gehört haben . . .“

„Und da glauben Sie . . .?“

„Glauben? Was kann man denn sagen? Mir ist's halt so in den Kopf kommen.“

„Und ich getrauet mir Leib und Seel' zu verwetten,“ behauptet der Ulrich wieder.

„Jeder kann sich täuschen,“ belehrt der Gerichtsherr. „Das Richtige herauszufinden wird Sache des Gerichtes sein.“

Die Beschauherren wenden sich wieder ab, setzen ihren Weg fort und raten hin und her. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet liegt diese Mutmaßung eigentlich sehr nahe. Die Ermordete darf nur ihrer Sinnesänderung mehr oder minder deutlich Ausdruck gegeben haben, der . . . dieser Himmelsteiner darf darob in Zorn und Aufregung gekommen sein und den früheren Sinn haben erzwingen wollen und so weiter. Möglich ist alles, und . . . das Gericht wird diese Spur verfolgen müssen.

Vom wackeligen Reitertürmchen der Kirche in Fildewinkel klingen und himmeln die Glocken über ein offenes Grab und hinaus über die herbstnebeligen Fluren, und zum Freithofstore hinein trägt man einen schwarzgestrichenen Sarg und drängen hinterher die Leichgänger. Vor dem Grabe wird die Bahre mit dem Sarge niedergestellt, und der Pfarrer kommt und nimmt die Einsegnung der Leiche und des Grabes vor.

Dumpf und traurig hallen die Gebete hinaus über den Freithof und in den nebeldüsteren Tag, und dazwischen hört man hier und da leises, halbverdrücktes Seufzen und Schluchzen, und der Orgel lehnt an einem Eisenkreuze daneben und stennt und schluchzt zum Steinerweihen. Er hat nicht den ganzen, vollen Verstand, wie ihn andere haben, aber sein Herz ist im richtigen, und er hat die Schwester so gern gehabt, so gern. Die Hanne, des Alis Weib, hätte auch zu ihnen gehört, aber die hat ihn nicht recht leiden können und auch er sie nicht. Dieserwegen hat auch der Alis viel eingebüßt bei ihm. Aber die Marget hat auf ihn geschaut, und er wäre gewiß mit ihr gezogen, wenn sie den Himmelsteiner Hans geheiratet hätte. Und derweil geschieht das, derweil muß sie so einen schandlichen Tod nehmen! . . . Du allerlösender Herrgott! Jetzt lassen sie sie schon ins

Grab hinunter, jetzt . . . steht er nicht einmal mehr ihren Sarg!

Ein schriller, kirrender und bebender Schrei entringt sich seiner Brust, und er sinkt neben dem Eisentkreuz zusammen.

„Zum Höll . . .!“ ärgert sich der Kerschhadel darob und wird biberrot im Gesichte. „Ein solches Gestell! So ein Getue!“ Er will hin, aber man verstellt ihm den Weg. Wenn dem etwas beschränkten Burschen halt das Schicksal und der Tod der Schwester so zu Herzen gehen! Auch so ein Mensch hat ein Herz und einen Platz für seine Lieb’.

Ein paar Nachbarn ziehen ihn empor und vor den Freithof hinaus.

Auf der andern Seite des Grabes aber steht ein anderer, dem es im Gesichte nur so zuckt und reiht, und dem von Zeit zu Zeit ein helles Tröpflein aus den Augen tritt und auf den buschigen Schnurrbart niederstößt: der Himmelsteiner Hans, ein bekannter Käufer, Wildschütz und Pascher, der sich mit diesen seinen Leidenschaften gehörig in die Schulden geritten und im Ansehen herabgesetzt. Gudring drei Viertel seines Herzens sieht er dort vor sich in die Grube senken, und mit dem Leut versinkt auch sein Rettungsstern. Die hat ihn am Schnürl und Bändlein gehabt, der hat er versprochen, weder mehr zu raufen noch zu jagen oder zu paschen, und die hält’ ihn aus den Schulden gerissen. Jetzt ist’s aus und Amen, und . . . der Hans halt wie ehvor. Jetzt liegt ihm an nichts mehr . . . Wie wenn der ganze Weizenstein in seinem Brustkasten läge und mit all seiner Wucht und Schwere auf sein Herz drückte, so ist ihm, und die Arme, die es mit einem Bären aufnahmen, zittern ihm vor Wehleid wie Lämmerschwänzlein. Und er soll sich nicht einmal anmerken lassen, wie ihm ist, denn er ist nur . . . der Bräutigam gewesen . . . gewesen.

Dumpf tollern die Erdschöllchen auf den Sarg in der Grube, deren ein jedes drei nachwirft, ein Kreuz darüber macht und der Toten die ewige Ruh’ und Seligkeit wünscht, und als die Reihe an ihn kommt, wirft er auch drei der Erdbäpfelein in die Grube und macht das Kreuz darüber. Den frommen Wunsch aber bringt er nimmer zusammen. Ein heiseres Gröhlen kommt aus seiner Brust, und dann richtet er sich auf und krampft die Hände zu harten Fäusten zusammen.

„Wissen wenn ich täte . . .“ pfaucht er nur so heraus, „kennen wenn ich denselben täte . . . ich hustet’ auf Kriminal und Hölle, ich . . . bin der Himmelsteiner Hans.“

Und wie ein verwundeter Bär geht er vom Grabe.

„Dumm, wenn eine Geschichte’ einmal anfängt, nachher geht sie in einem Geleise fort,“ raunt der Thomerl dem Stindl zu. „Wie wenn der Fluch auf jeden drucket’.“

„So eine Leich’ denkt keines bei uns heroben,“ gibt der Stindl zu. „So, so . . . gerade gruseln tut dir.“

„Wirklich wahr. Und . . . du, hörst! . . . schau

dir ihn an, den Himmelsteinerbuben! Jetzt scheint mir . . . Und wenn das Gericht den Mörderer nicht findet, der sucht ihn.“

„Der Himmelvater sei dem gnädig!“ . . .

Vor der Freithoftüre heraußen aber stehen zwei Gendarmen mit aufgezplantem Seitengewehr und warten.

Die Leute schauen und raunen und gehen vorüber in die Kirche oder bleiben stehen, schauen, raten und warten, und um keines kümmern sich die beiden. Als aber der Himmelsteinerbub aus der Freithoftüre tritt, legt ihm einer die Hand auf die Schulter und redet und hält ihn an.

„Im Namen des Gesetzes! Sie kommen ein bißel mit uns.“

Und vor all den Leuten und Leichgängern führen sie ihn weg und zu Gerichte.

3.

Der Kerschhadel geht auf Freiessfüßen, und kein Mensch hält ihm solches für übel, trotzdem er Trauer über Trauer hätte. Um eine Mutter trauert man im Walde zwei Jahre, um ein Eheleut, um Mann oder Weib gutding ein Jahr, und um ein Geschwister halt auch ein Jahr, und all diese Trauer hätte der Kerschhadel beisammen.

Hätt’ er nicht soviel an Trauer beisammen, nachher kunn’ schon sein, daß die Leute schwastn und überredeten; aber so geht’s bei ihm nicht anders. Es muß ein Weiberleut ins Haus, das der Wirtschaft vorstehen kann, dawider ist kein Kraut gewachsen, und bringt er keines herbei, muß es nach und nach schief gehen. Die Kofala, ein Dirndl mit fünfzehn, sechzehn Jahren kann gerade erst die notwendigste Stallarbeit und braucht da noch allweil jemand, der hinter ihr drein ist und so und so rät und schafft, und das einzige, das sie kochen kann, ist eine Milchsuppe, die nicht nach jedermanns Geschmack ist. Eine Grosbirn, die zu etwas steht, ist unterm Jahr nicht aufzureiben, und eine, die um diese Zeit dienstlos ist, taugt in der Regel eh’ zu nichts. So bleibt denn derweilen nichts übrig, als daß die Waben¹⁾ aushilft und im Höfel drunten kocht und wirtschaftet, bis es wieder anders wird. Es gibt eh’ allweil Arbeit Tag für Tag, und da der Ulrich seine ausgestifteten Tage noch nicht abgearbeitet, muß er im Höfel arbeiten und essen, und dem kranken Mehl wird halt sein Essen ins Inhäuel getragen. In so einem Falle muß eins halt tun, wie es sich tun läßt, und um eine gute Herberge darf eins ein bißel Zuwidrigkeit nicht achten, wenn es nicht anders geht. Nichts dauert ewig, und auch so eine Zeit muß zu Ende gehen.

Deswegen findet es auch jedermann selbstverständlich, daß sich der Kerschhadel um eine Hausfrau umschaut.

Man sagt wohl allweil, es wären soviel Weiber-

¹⁾ Barbara. Wahrscheinlich entstanden aus Barbarl = Waberl = Waben.

Leut' auf der Welt, daß auf jeden Mann gutding ih' er neune kämen, ab.r . . . soll sich nur einer dieje neun suchen, wenn er sie brauchet! Nicht eine findet er gleich, die ihm unter allen Umständen zu Gesicht stehen künnt'. Bei der einen ist's dies, bei der andern jenes, eine hat zu wenig Geld, die andere irgend-eine Untugend, und wenn einmal eine tauget', die-selb' ist am Ende schon verheissen oder . . . mag keinen Witwer . . . Ja, es soll nur einer das Suchen probieren! So leicht er es sich vorstellt, so sauer kann's ihm werden.

Der Kerschackel versucht sein Glück da und dort, kann aber niemals von Glück sagen. Des Stindls Jenz lacht ihm bellaus ins Gesicht, als er von außen herumzureden sucht, des Thomerls Annemir läte sich zu Tode fürchten in dem Hause, in dem so eine grausige Tat begangen worden, und des Kumpi Schwester erklärt rundweg, sie wüßt' eh' schon, wie sie sich einmal schreiben werde.

Daß der Blunder dieses langborstige Weibsgewölke gleich vierteln möge, wenn es nicht zu haben ist, wenn's einer brauchte.

Da tut der Ulrich einmal einen Rater auf gerad' und ungerad'.

„Brauchst denn gar soviel Geld?“ schlägt er in die Stauden. „Ih' meine, nachdem der Girgl beim Hofe hiebt und die Marget tot ist und du also keine Erteile wegzuzahlen hättest . . .“

„Soviel es halt wäre,“ bescheidet der Kerschackel trocken. „Je mehr einer kriegen künnt', desto meh' sollt' er nehmen, zähl' ich. So Gelumpert kann einer nie genug haben.“

„Eh' nicht, aber . . . was sich halt ermachen ließe.“

„Wie käm' ich dazu, daß ich eine . . . nehmen sollte, die nichts hat? So Besen künnten schon auf-zutreiben sein, aber . . . ich hab' doch den Kerschackelhof.“

„Wohl und gut, und . . . auf wieviel tätest denn so beiläufig rechnen?“

„Wie ich gesagt hab', je mehr desto besser.“

„Da ist nicht zu reden mit dir,“ ärgert sich der Ulrich. „Täten es sechs, sieben Hunderter?“

„I'wegen was? Wüßtest leicht eine?“

„Ich frag' halt.“

„Wenn das Leut' sonst tauget', warum nicht?“

„Nachher wüßt' ich dir eine.“

„So? Was für eine?“

„Unserm Steffel seine Kreszenz.“

„Geh'!“ macht es der Kerschackel unwillig und ärgerlich. Alles was recht ist, aber soppen läßt er sich denn doch noch nicht. „Für so . . . so albern müßt' mich doch nicht anschauen. Sechs, sieben Hunderter! Müßt' wissen, woher?“

„Wenn ich dir's sage: sie hat sie,“ behauptet der Ulrich baumfest. „Ein paar schöne Dienst' gehabt, einen schönen Lohn, und anbringen tut dir die keinen Haller. Wie ich dir halt sage: die tauget'. Aber nicht daß ich sie dir antrage! So ein Dündl kriegt andere Leut' auch.“

„Eh', eh',“ nickt der Kerschackel und sinnt an der Partie. Sechs, sieben Hunderter wären nicht zuviel, aber sie täten es, wenn sich schon nicht mehr auf-treiben ließe. Und damit hat's, wie es scheint, seinen Haken.

„Gehst halt einmal mit,“ willigt er halb und halb und vorläufig ohne jede weitere Verbindlichkeit ein. „Werden ja na'her sehen.“

Am Abend erzählt der Ulrich seinem Weib und seinem schon gutding über ein halbes Jahr kränk-lichen und liegscharigen¹⁾ Vater, was ihm für ein Plan eingefallen, und daß Aussicht ist, daß aus der Geschicht' etwas werden könnte. Wär' kein Unglück, wenn einmal ein Inwohners Dirndl auf ein Höfel käme.

„Eine andere treibt er eh' nicht auf,“ behauptet die Waben. „Wenn er eine haben will, wird er sie nehmen müssen.“

„Jeges . . . jeges!“ kreißt und hüffelt der Alte unwillig und fast krampfhast. „Bub, mir scheint . . . mir scheint . . . es wird schier nicht . . . gehen, es wird schier . . . nicht sein dürfen . . . mein' ich.“

„Ja, z'wegen was denn nicht?“

„Weil . . . weil . . . ich einen Verdacht hab', einen grausigen Verdacht . . . Tut aber nichts jagen dazu kein Wörtel und kein Mucker . . . weil . . . weil's nicht sein muß auch. Ich bin mein Lebtag der Inmann gewesen im Kerschackelhofel und hab' da . . . meine Herberg' gehabt und mein Auskommen, und . . . so etwas muß einer schäven bei der heutigen Zeit . . . deswegen wollt' ich nicht, daß etwas unter die Leut' käme und . . . Weißt ja, wie es nachher geht . . .“

„Ja, aber was . . . künnt' denn da für ein Ver-dacht sein?“ forscht die Waben ungeduldig. „Ich wüßte nicht . . .“

„Luj' nur, Dirndl! Laß mich nur ausreden! . . . Selmal, wie ihr Streu rechen gangen seid, und . . . wie halt die Marget ums Leben kommen ist . . . der Herrgott tröst' sie! . . . selmal hab' ich etwas veinommen, das mich gleich denselben Tag noch vor den Kopf gestoßen hat, und das heut noch keine Ruh' gibt in mir . . .“

„Wird doch nicht etwas . . .?“ Sie, die Waben, weiß im Augenblicke nicht, wen oder was sie damit meinen soll, aber sie muß etwas herausplappern vor Spannung und Ueberraschung.

„Behaupten kann man gar nichts, aber . . . es wird nicht anders sein . . . Wie man halt oftmals nicht liegen kann und nicht recht aufbleiben auch, so hab' ich mich selmal ein bißel aufs Fenster gestaut und hinausgesehen in den schönen Herbsttag und . . . und da hab' ich gesehen, wie der Alis nochmal zurückkommen ist und nachher wieder fortgegangen . . .“

„Alle guten Geister!“ kreißt die Waben nun hell auf. „Schwäher . . .“

„Hat's Euch nicht blendet?“ erinnert der Ulrich ernst. „In so einem Stück . . .“

¹⁾ bettlägerig.

„Ich weiß, Ulrich, aber . . . ich hab' klarnüchtern geschaut und gesehen: der Mias ist noch einmal zurückkommen und bald darauf wieder gangen, und . . . zu Mittag, wie ihr aus dem Walde kommen seit heißt's, daß dies und jenes geschehen ist. Was sagst du? Was denkst dir da?“

Eine Weile ist's totenstille in der von dem Kleinwuzigen Dellämpchen gerade zur Not erhellenen Stube



„Alle guten Geister!“ kreischt die Waben hell auf.

und das Ticken der uralten Wanduhr hallt durch die Stille wie . . . wenn ein grauliches Gespenst mit knochendürrem Fingerknöchel unruhig und ungeduldig auf die Tischplatte klopfte . . . Was sagt eins da, oder was denkt sich eins? Und wenn sich einem auch ein Gedanke sehen und furchtsam anschleicht, wer sagt ihn heraus?

„Daß Ihr aber . . .“ dehnt der Ulrich nach einer Zeit heraus.

„Nichts . . . verlauten hab' lassen?“ ergänzt der Alte. „Meinst? Was geht es mich an? Was soll ich sagen. Weiß ich gerade, wie es ist? Gibt's einen der sagen kann: der Kerschackel ist's gewesen oder nicht gewesen? Soll ich einen in eine Dummheit hineinreiten, wo ich seit meiner Heirat eine Herberge gehabt hab' und schier eine Heimat? . . . Ich nicht. Wenn er es gewesen ist, kommt er seiner Straf' nicht aus, und ist er's nicht gewesen . . .“

„Wie lange haben sie den Hans umzogen, den Himmelsteinerbuben, bis sie ihn doch auslassen haben müssen,“ erinnert die Waben.

„Und das hätt' er dem Mias zu danken, wenn . . . einer etwas sagen wollte.“ So der Ulrich. „Und . . .“ sinnt er plötzlich vor sich hin, „und . . . davon sagt er nichts, daß er von uns weg noch einmal zurück ist? Davon hat er von allem Anzuge nichts gesagt, und davon sagt er auch heute noch kein Wort.“

„Eben. Ich hab' halt den Verdacht, und ich bring' ihn nicht aus mir. Es kann . . . ein Streit und einen Greinhandel geben haben zwischen den zwei, es kann zufällig der Fall in den Keller geidehen sein, und es kann auch . . . Was kann man denn jagen? Aber sel, was ich gesagt habe, hab' ich gesehen und . . . und . . . laßt nich's verlauten davon! Was geht es uns an! Der Berrat geht hin'erm Totschlag, haben die Alten gesagt, und ein Berrat ist etwas Schändiges und Schandliches. Wenn er es gewesen ist, er kommt der Straf' nicht aus. Ich weiß schon viel so Fälle, wo sich einer bei Gericht . . . agen wir: losgemacht hat, und der Herrgott hat ihn doch funden. Und . . . und . . . mit dem Dirndl, nein' ich, wird's deswegen nichts sein dürfen.“

Den selben Abend ist die Unterhaltung zwischen den dreien hübsch zu Ende. Man rüstet sich zum Schlafengehen, und ein jedes sinnt und grübelt in seiner Weise an dem Verdachte und an der Geschichte; am andern Tage jedoch hat die Waben ihre Rechnung in reinen. Ist's gewesen, wie es gewesen ist: es schadet nicht, wenn ein Inwohnerdirndl einmal auf ein Hösel käme, und da man dies weiß, hat man den Kerschackel am Fandel.

„Von mir aus schon,“ gibt der Alte zu, „aber . . . mein Willen wär' es nicht. Einen heiraten, neben dem so ein Verdacht steht . . .?“

„Wie halt das Dirndl wollen wird . . .“

4.

Am nächsten Sonntage geht der Ulrich mit dem Kerschackel hinüber in die Aufeldener Gemeine, wo sein ältester Bruder, der Steffel, beim Peternbauern in der Herberg' ist und seine Wagnerei betreibt.

Im Flachlande draußen liegen und wogen die Herbstnebel wie das weite, weite Meer, und über dem Gebirge flutet und stimmert der goldige Herbstsonnenschein in reichster Fülle. Alles ist so still und lauschig um und um, und nur die Schellen des Weidenhühes klingen und klampern auf allen Wiesen und Halmfeldern.

Auf der Sonnenhöhe begegnet sie ein Hütbub, der mit seinem Bündel wahrscheinlich zu seinen Eltern geht und der Mutter für einige Stunden reichliche Nickerarbeit bringt, und der singt und galmt¹⁾, wie dies nur ein Hütbub imstande ist.

Ich weiß nicht, ich hab' halt
Mit der Arbeit kein' Freud',
Denn gerad' mit der Arbeit
Verfümt man die Zeit.

Dort obnet am Horn
Sitzt ein Fink und ein Zeis,
Und ein kohl-schwarzes Dirndl
Wird nimmermehr weiß.

„Bedeutet schon Glück,“ prophezeit der Ulrich. „Die Uhr geht schon recht.“

„Werden halt sehen,“ zweifelt der Kerschackel noch allemal. Daß sich ein Inwohnersdirndl seine sechs,

¹⁾ Schreien; schreiend singen.

sieben Hunderter ersparen kann, geht ihm nicht recht ein, und er nimmt sich vor, überhaupt keinen Ernst zu zeigen, bis er nicht das Geld geseh'n. „Werden halt sehen, was das Märlein für ein Ende nimmt.“

Den Ulrich schnauzt die Rede aber ein bißel. Für so einen, wie der Kerjshackel ist, und wie sich der jetzt im Spiegel zeigt, wär' bald eine gut genug, und wenn er etwan glaubt, daß . . . daß es eine himmlische Gnade wär', wenn ein ordentliches, sauberes und iparjames Dirndl so einen . . . einen zweideutigen Menschen kriegte, nachher . . . nachher schreit halt der Kink ein ander Wetter.

„Wenn d' überhaupt keinen rechten Willen nicht hast, nachher . . . bleiben wir gleich daheim,“ schlägt er kurzweg vor. „Ich hab' halt so gemeint und so geraten, weil du eine Hauswirtin brauchst und keine aufzutreiben weißt. Ich kumt' ja nicht einmal sagen, ob dich das Dirndl auch möchte. Ich hab' halt nur so gemeint.“

„Nicht . . . möchte?“ dehnt nun der Kerjshackel etwas beleidigt heraus. „Wie . . . wie . . . sollte denn dies einer nehmen?“

„Gerad' wie es ist. Ost eine mag halt einen nicht, und wenn er golden wäre. Und nicht auch. Gibt hockbeinige Zieser. Werden ja sehen, was das Märlein für ein Ende nimmt,“ sagt auch er, und spielt als Trumpf zurück, was ihm als Trumpf geboten worden.

Eine gute Weile wandern sie nun schweigend hintereinander dahin über die sahlen, spinnwebüberzogenen und sonnumflirrten Äuren, und einer wie der and're paßt dichte Rauchwolken hinaus in die reinen, wasserhellen Herbstlüfte, die so durchsichtig sind, daß ein's weitmüchtig dahin jedes Gehöft und jeden Berg zum Greifen deutlich sieht. Eine kleine Verstimmung hat sich zwischen sie geschlichen und will sich breitmachen, aber jeder fühlt, daß gerade auf solchem Wege Verstimmung der überste Begleiter ist. Einer wartet auf eine Rede des andern, und keiner will den ersten Plapperer tun. Der Kerjshackel ist der Bauer und Herbergsgeber, und der Ulrich weiß etwas, das den Bauern im Ansehen unter den letzten Innmann her unterdrückt. So einer dürfte froh sein, wenn ihn eine möcht' und nähme, die keinen guten Planken Gewandes am Leibe trägt.

Plötzlich bleibt der Kerjshackel stehen und klopft seine Pfeife aus. „Zwegen was redest denn nichts mehr?“ fragt er ziemlich spitz.

„Sagst ja du auch nichts,“ gibt der Ulrich zur Antwort und klopft auch eine Weil' an seiner Pfeife. „Redest ja du auch nichts.“

„Weil es mir gerade so vorkommt, wie wenn . . . du mich nur so hinübersoppest.“

„Gar keine Spur,“ verteidigt sich der Ulrich wider diese Ansicht. „Ich hab' dir den Rat gegeben, und ich geh' mit, weil d' es haben willst, aber ich brauch' keine Hauswirtin, und mehr wie einen Rat geben kann ich dir auch nicht. Das Geld, das ich genann' habe, wird richtig sein, weil mir der Steffel vor

einiger Zeit selbst so etwas gesagt hat, und . . . taugen müßt euch ihr zwei.“

„Eh, eh,“ brummt der Kerjshackel und fängt wieder zu gehen an. So notwendig er eine Hauswirtin braucht, taugen muß sie ihm, sonst gibt's ein paar Nedon, die weder der Ulrich noch der Steffel noch seine Tochter sich hinter den Spiegel stecken werden . . .

Um halben Nachmittag herum kommen sie zum Peternbauer in der Aufeldner Gemeinde. Sie gehen angeblich auf einem Ochsenhandel um, und da sie angeblich gehört haben, daß im Peternhofe zwei feile Zugochsen stehen sollten, sprechen sie zu. Sind zwei da, die zum Verfaufe stehen und auch nicht.

Der Kerjshackel schaut sie an, aber sie passen ihm weder nach Alter noch nach Preis. Er brauchet jüngere und billigere, an denen sich einer noch etwas erziehen und erfüllen könnte, und die trotzdem zur leichteren Arbeit zu gebrauchen wären. Hätte der Peternbauer jüngere und billigere gehabt, so würde er ältere und schwerere gebraucht haben. Ein Vorwand muß bei so einem Gange immer sein, und eine Ausrede läßt sich auch allemal finden. Den Handel, den man vor hat, bindet man keinem auf die Nase.

Wenn die nicht taugen, könnten etwan andere in der Gemeinde zu finden sein. Der Klausner hätte Hörens nach zwei jüngere zu verkaufen, gut abgerichtet und zu jedem Zuge zu verwenden.

So? Na, die kann man ja anschauen, und wenn der Preis recht ist, kann ein Handel zustande kommen. Ehevor aber möchte der Ulrich doch seinem Bruder einen Besuch abstaten, weil er schon so hartnahe da ist, und der Kerjshackel geht halt auch mit.

So weiß und sorgt kein Mensch um Willen und Vorhaben, und nur so kommt einer am leichtesten an Ort und Stelle, ohne zu Mutmaßungen Anlaß zu geben.

Hintern Backofen draußen im warmen Sonnenscheine sitzen drei Dirndln und stricken und plaudern: die zwei Schwestern des Peternbauern, die im Hofe Magddienste verrichten, und die Kreszenz, des Wagners Melteste. Und die kommt gleich herbei, als sie der zwei ansichtig wird, und bietet dem Vetter die Hand zum Willkommgrüße.

„Zegeß! Der Vetter! Na, wo geht denn Ihr um, daß Ihr Euch auch wieder einmal vergeht zu uns herüber? Ich denk' eh' keine Zeit mehr, wo Ihr da gewesen wäret, und wenn Euch nicht etwa der Zwall . . .“

„Weil d' allweil nicht daheim bist,“ schmunzelt der Ulrich und wußt nebenbei dem Kerjshackel einen Blick an: Taugt dir die nicht? . . . „Aber heut ist's lediger Zufall, daß wir des Weges kommen. Der Bauer sucht ein Paar junge, billige Ochsen . . . Sind deine Leut' daheim?“

„Das glaub' ich. Und wie geht's denn dem Aehnl allweil?“

„Mein'! Den hat's halt schon am besten Orte neunmal, keine Guttat nimmer auf und ab, und es

schaut auch nimmer zum Gesunden her. Suchst ihn nicht einmal heim?"

"Leicht am Sonntag."

"Keine größere Freud' kunnt' st ihm nicht machen..."

So plaudern und schwätzen sie dahin, bis sie zum Inhäusel kommen, und der Kerschhadel geht hinter ihnen drein und schaut und schaut an dem Dirndl wie ein helliger Narr und denkt sich schon nach Vaterunser's Länge: Die taugt, und wenn sie nicht die Halbsheid soviel Geld hat, wie der Ulrich gesagt. Eine Bäuerin muß ins Haus, und die gefällt ihm.

Vor der Haustür verzieht der Ulrich ein Zeitel.

"Was sagst dazu?" fragt er den Kerschhadel, derweil das Dirndl schon ins Haus gegangen, den Besuch zu melden.

"Kannst recht gehabt haben mit dem Hütbuben," umschreibt der Kerschhadel seine Meinung, und der Ulrich kennt sich aus.

"Sprichst gleich an oder...?"

"Wird am besten sein: eine kurze Frag'! Gefallen tut sie mir, aber die Rede..."

"Die Vorrede tu' ich... natürlich..."

In der Stube hocken zwei Nachbarn, die alle Sonntag auf ein Pfälzchen anrücken und über Regierung, Herrengeckmeiße, Steuern, Militärlasten und teure Zeiten schimpfen und greinen nach Herzenslust und auf dieses düstere Gemälde der Welt, wie sie ist, in ihrer Art eines pinseln, wie die Welt sein könnte und sein sollte, und wie es werden müsse, daß es einem Menschen wohltäte. Sie predigen und verhoffen den Umsturz von einem Vierteljahre zum andern und verlassen sich auf den Kaiser Karl, der endlich doch einmal kommen müßte, seinen Schild am Birnbaume am Walserfelde aufzuhängen und allem Unrechten und Schlechten Fehde und Vernichtung zu erklären. Als aber der Ulrich daherkommt und sein Bauer, heben sie sich allmählich und gehen. Kann sein, daß die Brüder allerhand zu reden und auszumachen haben miteinander, und so eine Zwiepsprach' muß man nicht hindern, zumal bis in den Filzwinkel hinüber noch ein guter Weg ist. Ueber acht Tage gibt's wieder einen Sonntag zu Schwatz und Weltverbesserung.

Der Wagner geleitet die Nachbarn bis zur Haustür, und der Ulrich geht ihm gleich nach und erklärt, was sie heut alle beide herübergeführt, und daß der Kerschhadel allem Anscheine nach schon Feuer gefangen.

Der Wagner schaut und stunt eine Weile vor sich hin und fängt nachher mit dem Kopfe zu wackeln an.

"Weiß nicht, wie es ausschauen wird," meint er. "Hat unlängst erst dem Krämermagt ein Körbel vor die Füß' gestellt..."

"Ich rede nicht zu und rede nicht ab," erklärt der Ulrich. "Ich hab' mir halt denkt, wenn sie eine Bäuerin werden wollt, da wär' Gelegenheit."

"Ich versteh' dich schon, aber... wir werden ja hören. Schau, daß du sie zur Sprache kriegst! Wenn es ihr Willen wäre, wir widerneinen nicht."

Hat unlängst erst ein Körbel ausgeleert! Nachher weiß sie schon umzugehen mit der Arbeit, und...

nachher kann leicht dem Kerschhadel auch schon ein gewachsen sein. Der Schöns' ist er gerade nicht, und wenn eine nicht das Höfel lockt, dann ist's schon, wie es sein will. Sie ist ein modellsauberes Leut, hat ein bissel Geld und sieht die ganze Welt offen und aufgetan vor sich. Daß sie so sauber worden wäre, sel hätt' er sich nie denkt, und wenn er daran denkt hätte, wär' er heute kaum herüber mit dem Kerschhadel... Na, man wird ja sehen, was der Tag für ein Ende nimmt.

In der Stube drinnen bringt er nachher vorsichtig die Rede auf den Kerschhadel und dessen Wirtschaft und läßt die Absicht nach und nach durchscheinen. Eine Hauswirtin brauchet er halt, der Kund, ein rechtes, richtiges Leut, und wenn er einer schon nicht den Himmel auf Erden versprechen könnte, den andere Leut' auch nicht haben, ein halbes Höfel würd' einer zugeschrieben.

Die Kreszenz merkt die Absicht und geht hinaus. Was gehen sie der Kerschhadel und sein halbes Höfel an?

Der Wagner wirft seinem Weib einen Blick und Deuter zu, nachzugehen und... ein bissel in den Busch zu klopfen, und als die nachgegangen und langmüchtig nicht kommt, hebt sich der Ulrich und geht auch nach.

"Werden gleich hören, was Pilatus spricht," heißt er. "Gibt sie ein richtiges Zeichen, nachher ist die Reih' an dir, Bauer, und nachher hast du deine Red' anzubringen, und ist's nichts, so müssen wir uns wieder auf die Strümpfe machen."



Die Wagnerin aber redet zu.

"Hätt' eine ganz schön sein bei mir," erzählt der Kerschhadel nun dem Wagner, derweil der Ulrich hinausgeht. "Keine Kinder da, gerad' keine Schulden und... das Zeugel übereinander gar nicht so schlecht, trotzdem es bei uns im Filzwinkel heißt. Auf's Geld brauchet ich ja nicht zu schauen..."

„Wie halt das Dirndl will,“ bescheidet der einsteu-
weilen. „Ich rede nicht zu und nicht ab.“

Die Wagnerin aber redet zu, als der Ulrich hinauskommt zu ihnen hinter's Schupfenack. Wenn sie, die Krefenz, ihre Einwilligung gäbe, sobald eine ernste Frage auftaucht! Eine Bäuerin wär' allemal eine Bäuerin und hätt' ein gesichertes Leben für und für, und . . . es wäre nicht immer alles erwartet, nicht immer. Oftmals müßte das Glück auch nur so gehajcht werden, nur im Vorbeihuschen.

Die Krefenz aber schaut in die blaudämmernde Ferne und schüttelt ab und zu den Kopf, und als der Ulrich seine Vorsprache tut, gibt sie puttrockenen Bescheid: „Ich bin nicht neidig; ich vergunn' ihn sein Hösel und das Glück jeder anderen auch.“ Und sie sagt nicht anders.

Als der Ulrich nach geraumer Weile wieder in die Stube kommt, mahnt er zum Ausbruche. „Es wird Zeit zur Weiterreise,“ sagt er. „Im toten Herbst halten die Tage nimmer her, und wir haben gutding drei Stunden heim.“

Der Kerschhadel wird ein paar Augenblicke kreidbleich bis in den Mund hinein und nachher kirschbiberot, und in seinen Augen beginnt es zu flunkern wie fernes Wetterleuchten oder wie . . . das Jacklein eines Irrlichtes im Semoore.

„Nun . . . a ja,“ dehnt er nachher heraus und steht langsam und trutzig auf. „Was nicht geht läßt sich nicht nöten.“

„Etwas befindet sich das Dirndl noch anders,“ sucht der Wagner das Körbel etwas linder zu machen. „Ist ja schon öfter gewesen, daß eins über Nacht anderen Sinnes worden ist.“

„Wie sie halt will,“ knurrt der Kerschhadel unwirsch. „Soll sie es halt einmal sagen, wenn sie sich anders besonnen hätte und . . . wenn ich mich derweil noch nicht anders besonnen hab'.“

Der Ulrich geht auf der Seiten über die Gred hinaus, wo der Weg zum Klausner hinüberführte, aber beim Buchhölzel unten biegt er kurz nach der Richtung ein, die heimzu in den Fülzwinkel führt.

„Das Dirndl wäre recht, aber . . . nöte es!“ redet er nachher gewissermaßen zu seiner Entschuldigung. „Kann sein, daß es eh' schon verheiß'n ist.“

Der Kerschhadel sagt nicht schwarz darauf und nicht weiß, nicht so und nicht so, und nur von Zeit zu Zeit ist es, als wenn er die Zähne knirschend aufeinanderbisse.

„Ich mach' noch eigens einmal einen Gang herüber,“ verpflichtet nach einem Zeitlein der Ulrich, da er sich so ungefähr im stillen zusammenreimt, was der Bauer sinnen mag. Daß ihm das Dirndl gefallen, sel hat er ihm sofort angemerkt, und oftmals ein Mensch ist schon so, daß er ganz strubelnd und zagflüchtig wird, wenn er nicht kriegen kann, wen er als Ehegefährten begehrt. „Es läßt sich manchmal etwas erreden auch, und was heut nicht ist, kann leicht morgen oder übermorgen werden. Das Wetter kann sich über Nacht ändern, und die Leut' ändern sich auch.“

„Aufs Hausdach steigt mir!“ poltert nun der Kerschhadel in hellem Zorn und Aerger heraus. „Den Stall kannst mir ausmisten, du . . . du Feinspinner, du heimtückischer. Wenn d' nicht sicher gewußt hast, daß . . . daß ein Ernst da ist, z'wegen was foppsst mich denn herüber? Daß ich euch den Narren mach' und abgebe? . . . Der Kerschhadel wär' zu einem Inwohnersdirndl auf die Freit' gegangen, gelt? Und es hat ihn nicht mögen, gelt? D . . .“

„Ja, weißt, so brauchst mir nicht zu kommen,“ ärgert sich nun auch der Ulrich ob des ganz unverdienten Geichimpfes und der Zurücksetzung. „Ich hab' dir im Herübergeben schon gesagt, wie die Sache ausliegt und . . . ein andermal gehst allein. Verstanden? Ich mach' dir den Narren nicht, und . . . weißt, Zeit hast, daß du etwen ins Haus bringst. Mehr sag' ich dir nicht.“

„Du . . . du . . . schaut dir bis zu Georgi um eine andere Heiberg,“ pfaucht der Kerschhadel in heller Wut. „Was sich heutzutage ein Zumann alles herausnähme, sel wär' schon hellauf aus der Weis'. Zusammengeheiratet haben wir nicht.“

„Eh' nicht,“ trumpft der Ulrich zurück. „Und sel ist noch das Glück, verstehst? Ich hab' mir eh' vorgenommen, daß ich dir zu Weihnachten aufjage . . .“

„Du? Mir?“

„Ja. Ich schon. Weißt, es gehört ein . . . ein Mut dazu, bei einem zu sein, den man . . . mit bestem Willen . . . für einen andern anschauen muß.“ Jetzt ist's ganz gleich: Kommt ihm der Ladel so, bleibt er ihm nichts schuldig. Gerade daß er es auch weiß, daß . . . andere Leute auch etwas wissen, vielleicht mehr, als was sie sollten.

„Mich . . . anschauen?“ kirtt der Kerschhadel nach ein paar Augenblicken lauernden Sinnes heraus, und in seinen Augen beginnt es im Scheine der untergehenden Sonne wieder zu flunkern und zu blitzen, während seine Rechte den Stecken schlagbereit greift.

„Da schau her!“ stößt der Ulrich nun kieshart heraus und hält ebenfalls seinen Stecken zu Abwehr und Schlage bereit. „So wolltest kommen? Das wäre leicht der Dank dafür, daß ich dir den Narren gemacht hab' und mitgegangen bin? Aber da wirst dich schneiden, Bauer. Ich bin die Marget nicht.“

„Was jagst? Was . . . geht dich die . . . Marget an?“ Sein Gesicht wird einen Schein blasser, und der Stecken in seiner Rechten zittert etwas.

„Mich? Nichts. Wenn sie mich etwas angangen hätte, weißt, nachher . . . nachher wäre halt etwas geredet worden. Daß du es auch weißt. Ich bin nicht wieder zurückgegangen. Verstehst?“

„Hundling!“ knirscht nun der Kerschhadel in unbehämbbarer Wut heraus und will zuschlagen, aber kaum hat er den Stecken halb im Schwunge, trifft ihn ein derber Schlag auf die Hand, so daß der Stecken ins Gebüsch fliegt und die Hand vor Wehtun niedersinkt. „Alle . . . alle . . .“

„Du tußt mir nichts,“ bedeutet der Ulrich und

hält seinen Stecken schon wieder bereit. „Und jetzt gehst allein heim. Verstehst? Und . . . von morgen ab kochst dir selber.“

Er wendet sich hastig ab und läßt den nach seinem Stecken suchenden Bauer zurück.

So ein Ende kann eine Brautsfahrt nehmen . . .

Ueber dem Gebirge liegt der Nebel schier wie eine turmhohe Kleinschicht, und rabenschwarze Finsternis umhüllt Berg und Tal und Stock und Stein.

Und durch diese taupf und stolpert der Kerschhacker dahin, flucht und winzelt und betet auch manchmal wieder und weiß nicht, wo er ist und wo er hinkommen wird.

Wenn er sich nicht hätte von seinem Nerger hinreißen lassen, wenn er gedacht oder gemerkt hätte, daß dieser elendige Nebel gen Abend gegen Berg zu steigen angefangen, hätte er sich mit diesem . . . diesem Heimtücker nicht überworfen. Es wäre daheim auch Zeit und Gelegenheit gewesen, ihm zu sagen, was ihm gehört. Aber einen gerade foppen und narren! O nein, das braucht er sich nicht gefallen zu lassen, und das ließe sich der Hundertste nicht gefallen. Warum hatte er sich nicht vor dem Räte erkundigt? Warum muß er ihn auf gerad' und ungerade hierüber narren? . . . Der Kerschhacker wäre auf der Brautsfuche herüber gewesen bei . . . einem Ja-wohnersdirndl, und das hat ihn nicht mögen! Sicher wird so herumgeschmakert werden unter den Leuten, und der Schwarz wird seinen Weg finden bis in den Filzwinkel hinüber. Sie werden reden und tuscheln über ihn, werden ihn auslachen und bespötteln und . . . Vor sich, wenn er ihn hätte, den Lumpen, hin wäre er. Und es wäre sogar das Beste, was sein könnte . . . die Marge! Er, der Ulrich, ist nicht wieder zurückgegangen? Also er, der Bauer! Hat er ihn gesehen? Hat ihn etwer anderer gesehen? Weiß . . . Ach was! Wird nimmer recht lange etwas wissen, der . . . der Heimtücker. Wer A sagt, der selbe muß allemal auch B sagen. Wozu sonst hätte er A gesagt? Daß die . . . Geschichte dümmer wäre wie von ehe? O nein, Mann!

Malefizgespiel übereinander! Wo ist er denn eigentlich? Wo geht er denn um? Ist er noch auf einem Weg oder keinem mehr? Wenn nur dieser abjehuliche Nebel nicht wäre! Es ist kein Wölkchen am Himmel gewesen, und es müßte die sternhellste Nacht sein, wo einer jedes Steinchen auf dem Wege könnte liegen sehen. Aber das Zeug ist . . . rein wie eine turmhohe Kleinschicht. Man kann vor-schreiten oder seitlich taumeln, man kann mit der Hand herumtasten und die Finger schließen, schier wie weichlich fühlt sich das Zeug an und ist doch so dicht und finster wie eine Mauer. Aber keinen Stich sieht man, und keinen Pfad vermag eins zu fühlen mit den Füßen . . . Nir's nicht, wie wenn etwas stünde vor ihm? Wahnhastig! Er sieht nichts und greift nichts, aber er . . . Wie sagt man denn da, wenn man nichts sieht und nichts greift und doch . . . ahnt, daß etwas vor einem ist? Ahnen, ja so heißt's.

Ein Haus, ein Baum, eine Stauden? Oder kommt er in einen Wald? . . . Nicht einmal ein Hundevieh kläfft im Umkreise, daß sich einer ein bißel zurechtsuchen könnte! . . . Es muß etwas vor sein . . .

Er tastet nochmals vor sich, fährt aber mit einem halbunterdrückten Aufschrei zurück . . . Ein Leut? Wie wenn er an ein Leut getastet hätte . . . halb warm noch, halb kalt. Alle . . . alle . . .! Nein, die Nacht wenn er hinter sich hätte! Nie wieder!

Er fährt mit dem unbefleuchten Foppenärmel über das vor blasser Furcht schweißtriefende Gesicht und jängt nachher zu schreien an. „Ho—o! . . . Ho . . . o!“

Kein Mensch meldet sich, kein Hundevieh schlägt an; es ist gerade, als riese er in einen Sack hinein oder . . . in eine Bettziede! . . . Muß ihm dies wieder einfallen, mittendrin einfallen, wo ihm eh' schon mehr einfällt, als ihm lieb ist. Eine Bettziede! . . . Hätt' es gar nicht not gehabt, daß es . . . soweit gekommen, gar nicht not, und . . . er kann schier nichts dafür. Wenn die Leute so dumm sind, daß sie nichts einsehen und nichts ums Keden geben wollen, was soll er dafür können? Wider die Dummheit ist selbst in der Apotheken nichts zu haben, sagen die Leute, und er sollte dawider können? . . . Hätt' sie gefolgt! Er hat es gut genug gemeint. Tausendmal reicht nicht, daß er ihr geraten, nicht zu heiraten und beim Hofe zu bleiben; nein, nich's hat genutzt. Sie hätte das schönste Aushalten gehabt beim Hofe, und ihm wäre das Auszahlen der Erbsiles erspart geblieben. Des Erbsteiles? Nein, es wären schon ihrer zwei geworden, alle zwei. Der . . . Himmelzahner hätt' es schon angestiftet gehabt, daß auch der Birgl mit ihr ginge . . . Dawider wehrt sich natürlich jeder, und er . . . Nein, er hat ihr nur nochmals allen Ernstes zureden wollen und . . . Wie es halt in der Aufregung geht, im Horn und Nerger. Er hat ihr nichts getan, er hat ihr nur das Bett ein Zeitlein auf den Mund gedrückt, damit . . . sie halt das lästerliche Schimpfen und Greinen aufhört . . .

Nein, jetzt hebt er ein Liedel an, möcht' er auf andere Gedanken kommen und möcht' ihn doch jemand hören . . . Geht auch nicht. Der ausgetrocknete Hals ist wie zugeschnürt, und kein Ton will schier heraus. Rufen nochmals? Ho . . . o! Ho . . . o!“ Was nützt aber das Rufen, wenn sich niemand meldet um und um? Fortgehen aufs Geratewohl? Einfach niedersehen oder niederlegen, bis es Tag wird oder bis der Nebel sich verzieht? . . . Ja, sel wäre das Rechte! Jetzt kann es höchstens sieben, acht, höchstens neun Uhr sein, wenn erst Mitternacht käme! Nicht um alles!

Wenn er es wüßte, er hätte vielleicht eh' nimmer weit heim, wenn er die Richtung beibehalten. „Ho . . . o! Ho . . . o!“

Es ist umsonst, es meldet sich niemand. Oder . . . doch? Er horcht und horcht hinaus in die bleischwere, unheimliche Stille, und ein Hoffnungsstrahl leuchtet

ihm entgegen durch die pechfinstere Nacht, wie wenn sich der Mond durch das Gewölke und Genebel Bahn bräche. Es meldet sich etwer. Mehr kann er sich vorläufig nicht wünschen, und mehr verlangt er auch gar nicht. Es ist jemand um die Wege, der ihn hört, und der ihm entweder den Weg weist oder einen Unterschluß anbietet, bis es wieder tagt. Mit beidem ist ihm geholfen. Aber . . . dem Hundling wird er den Dienst und Gefallen lohnen, diesem . . . Ulrich. Man hört nichts mehr? Hat er sich getäuscht, oder wähnt sich der andere getäuscht oder gewarnt?

„Ho . . . o! Ho . . . o!“

Richtig! Es ist jemand, es antwortet jemand. Gott sei Dank! . . . Höllteufel! Das ist ja in den Lüften, das . . . kommt allweil näher und . . . ist kein Lüt. Huum! Huum! . . . Alle guten Geister . . .



Sie fanden ihn am Fuße des Eichhornfelsens mit gebrochenem Genick.

Weiter kommt er nicht mit dem Sprüchel. Entsetzen faßt ihn und Grausen, er wähnt den Arm des urenigen Vergelters alles Böien schon im Genack zu verspüren und fängt zu laufen und zu hasten an, so rasch ihn seine sch'ottrigen Füße tragen . . . Das halbe Höfel für ein schüpend Dach, das ganze Höfel . . .

* * *

Am nächsten Morgen finden sie ihn am Fuße des Eichhornfelsens mit gebrochenem Genick, nicht hundert Schritte vom Anhäufel entfernt, wo der Ursprung des Hauswassers für den Kerfshackelhof ist, und der Himmelsteiner Hans erfährt nimmer, wer seine Braut getödet.

Die zweite Mutter.

Der Grundhans war gleich beim Eintritt in die Welt sehr klug gewesen. Hatte er sich doch die Eltern, wenn auch in einem alten, so doch sehr behäbigen Schlosse, wo Bruder Schmalhans noch nie Küchenmeister gewesen, ausgejuchet.

Und seine weise Wahl kam ihm gleich von Kindesbeinen an sehr zufratten. Er wurde in feinstes, zartes Linnen gewickelt, in ein seidenes Bettchen gelegt, mit peinlichster Genauigkeit verpflegt, und die Hebamme und alle im Schlosse Ein- und Ausgehenden sangen das Lob seiner Schönheit. Vater und Mutter aber trugen ihn im wahren Sinne des Wortes auf den Händen.

Diener und Dienerinnen standen bereit, seine leisesten Wünsche zu erfüllen, Hauslehrer führten ihn spielend ein in das Geheimnis fremder Sprachen und ins Reich der Töne, kurz, es fehlte an nichts, als an einer verständigen Mutter.

Grundhansens Mutter war reich, aber verständig war sie nicht. In ihrer Affenliebe suchte sie dem Sohn jeden Wunsch an den Augen abzulesen und sofort zu erfüllen. Jede Unannehmlichkeit, jeden rauhen Lufzug, die leiseste Anstrengung hielt sie ihm mit peinlichster Aufmerksamkeit fern. Und so darf man sich nicht wundern, wenn der Grundhans ein Schlemmer und Weichling wurde, wenn er schon mit zwanzig Jahren schlaff und energielos wie ein alter Großvater und blasirt wie ein englischer Lord einherging.

Wenn andere Leute morgens aufstanden, dann legte sich Herr Hans erst recht auf die Seite, um sein unglückseliges Dasein, sein mühevolltes Leben im Schlafe zu vergessen, und beim Frühstück war er wunderbarlich wie eine alte Kase, weil der Honig so golden vor ihm stand und doch nicht schmeckte, weil die Butter so weich sich anfühlte und doch nicht mundete, und der Kaffee entweder zu heiß oder zu kalt war. Der Biaten war ihm zuwider, der Wein konnte ihn nicht mehr reizen; das Reiten war ihm zu mühsam, das Fahren zu langsam und das Laufen zu ordinär. Also blieb ihm nur noch die Wahl zwischen dem Liegen und dem Sitzen, und er tat abwechselnd beides, wurde aber todmüde dabei und überlegte gar oft, ob er nicht durch einen kräftigen Pistolenschuß seinem unglücklichen, traurigen Dasein ein Ende machen wolle.

Er hätte es getan, aber die Energie fehlte ihm auch zu diesem, und so blieb er auf dem Kanapee liegen, bis der Herr Vater das Zeitliche segnete. Jetzt aber wurde Herr Hans öfters ganz unlieblich aufgeschreckt, bald vom Steuerausheber, bald von „frecken“ Kläubigern oder gar von dem Mann mit der blauen Kappe. Kurz, es zeigte sich, daß Hansens Vater ein zwar sehr gemütlicher, aber auch leichtsinniger Herr gewesen, der bei seinem Abieben mehr Schulden als Vermögen hinterlassen hatte.

Das nahm sich die Mutter, die an Einschränkungen in ihrem Haushalt sich nicht gewöhnen konnte und

wollte, so zu Herzen, daß sie nach einigen Wochen ebenfalls starb, und nun war Herr Hans allein noch da, und die Herren vom Gericht bedeuteten ihm, daß er im Schlosse nichts mehr zu sagen habe und daher ausziehen müsse.

Er nahm die paar Groschen, die ihm noch übrigblieben, und dampfte — nach Amerika.



Eines Tages fuhr eine elegante Chaise bei der „Krone“ vor.

Jahre vergingen, aber vom Grundhans hörte man nichts mehr, und nur dann und wann erinnerte man sich in Buchhausen, seiner Heimat, noch an den täppischen Hans, wie man ihn nannte.

Da fuhr eines Tages eine elegante Chaise bei der „Krone“ vor und ihr entstieg ein strammer, feingeleideter Herr mit blondem Vollbart und wettergebräuntem Gesicht. Natürlich begaffte und bewunderte man ihn sehr und brachte endlich heraus, daß er das Schloß zu kaufen gekommen sei, da dasselbe seinem jetzigen Besitzer gerichtlich versteigert werden mußte.

Groß aber war das Erstaunen in der Gemeinde, als der Herr seinen Plan verwirklichte, das Schloß kaufte, modern ausbaute und ein größeres, industrielles Werk daneben setzte, überall selbst energisch bei der Arbeit mit zugriff und — als der ehemalige Grundhans sich entpuppte.

„Der Grundhans, der täppische Hans,“ hieß es, „nun, der hat sich wirklich gemacht, und das hätte niemand hinter ihm gesucht. Alle Hochachtung vor ihm.“

Der Bürgermeister aber, der noch neugieriger war als die andern und auch öfters mit dem neuen Schloßherrn zu verkehren Gelegenheit hatte, fragte einst in einer gemütlichen Stunde, was wohl die Ursache des so günstigen Wandels bei dem Herrn gewesen sei. „Das hat meine zweite Mutter fertig-

gebracht,“ sagte der Grundhans. „Was die erste an mir verbrochen und verdorben, hat die zweite reichlich wieder gutgemacht. Und dabei hat sie ein ganz und gar entgegengesetztes Verfahren eingehalten. Hat die erste Mutter mich zur Untätigkeit verdammt und die Genußsucht zu meinem Lebenszweck erhoben, so drückte mir diese Schippe und Pickel in die Hand, sie nährte mich einfach und gut und hob dadurch meine gesunkenen Kräfte, die geistigen und die physischen, sie erfüllte mich mit Energie und Tatkraft und lohnte, als ich ihr getreulich folgte, auch mit materiellen Gütern, sie machte aus dem Schlemmer und Taugenichts einen für die Gesellschaft nützlichen Menschen aus mir.“

„Und wo, Herr Hans,“ fragte der Bürgermeister, „haben Sie diese so vortreffliche Mutter gefunden und wie ist ihr Name?“

„Die Mutter, die mich mir selbst und damit dem Leben wieder gab,“ entgegnete Hans, „findet sich überall, wenn man ihr gehorchen will. Ich aber traf sie drüben in Amerika, und ihr Name ist Arbeit. Ja, Herr Bürgermeister, die Arbeit ist die Mutter der Gesundheit, die Quelle unseres geistigen und körperlichen Wohlbefindens. Sie gibt dem Körper die nötige Spannkraft und dem Geist die ernste Richtung; sie adelt den Menschen durch das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung und schützt ihn vor Not.“

„Allen Respekt vor Ihnen und Ihrer zweiten Mutter,“ sagte der Bürgermeister. „Ihr beide seid einander würdig, wie der Augensch in lehrt, und ich wünschte nur, daß jeder so wie Sie, diese Mutter aller Mütter finden, ehren und achten würde, dann stünde es um vieles besser in der Welt.“

Die Kerze Unserer Lieben Frau.

Von Harry Nitsch.



„Frau Wegwart Herrn Reimer Tiffen sein neugeborenes Kindlein zeigte, fragte er mit starker Stimme, während aus seinen stahlgrauen Augen ein heller Lichtstrahl leuchtete: „Ein Junge?“

„Nein. Ein Mädchen,“ erwiderte Frau Wegwart und wollte dem Vater das Kind auf den Arm legen. „Aber ein goldiges, bildsauberes Mädchen.“

„Wieder ein Mädchen! Das vierte!“ kam es grollend von den härtigen Lippen Reimer Tiffens, und sein Gesicht wurde finster wie ein Gewitterhimmel. Kurz drehte er sich auf dem Absatz um und stapfte mit gewichtigen Schritten aus dem Zimmer, ohne Frau und Kind noch eines Blickes zu würdigen.

„Der Barbar!“ sagte Frau Wegwart, die in ihren Mußestunden gern über Büchern saß und eine halbe Gelehrte war. „Als ob ihn nicht ebensoviel Schuld

träfe wie die arme Frau, wenn hier überhaupt von Schuld gesprochen werden darf. Nicht wahr, Frau Tiffen?"

Die zarte, bleiche Frau in den weißen Kisseln sagte nichts. Ihr angstvoller Blick hatte am Gesichte des Mannes gehangen, wie er die Kunde von abermals enttäuschter Hoffnung wohl aufnehmen würde. Während auf ihren weißen Wangen noch die Tränen stumm ertragenen Schmerzes blinkten, wurden ihre Gedanken zum wortlosen Gebet: „Grundgütiger Himmel, gib mir das nächste Mal einen Sohn. Einen großen, strammen Jungen nach Vatersart. Nicht wieder ein Mädchen zu den nun schon vorhandenen vieren, die wohl meine stille Freude, aber des Vaters Aergernis sind. — Frau Wegwart!“ rief sie leise.

„Was gibt's?“ fragte die Alte, über den Klang in Griseldis Tiffens Stimme fast erschreckt.

„Kann man denn nichts tun, daß es beim nächsten Mal ein Knabe wird?“

Frau Wegwart schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Allgütiger, diese Frau, diese Frau! Sie ist noch nicht überm Berg, und schon denkt sie an das nächste Kind. — Und das alles dieses brutalen Riesens wegen,“ setzte sie leise hinzu. — „Wenn Sie ein Gelübde täten, Frau Tiffen?“

Die Augen der blassen Frau leuchteten auf. „Ein Gelübde!“ Dann faltete sie die Hände und schwieg. Ihr armes, verängstigtes Herz aber wurde ein einziges großes Gelübde: Eine Kerze aus feinstem Wachs, zwei Meter hoch und wie ein Arm stark, stiftete ich der Kirche Unserer Lieben Frau. Dafür erbittet ich mir einen gesunden, strammen Buben.

Der Engel des Schlafes sah die Angst und den Schmerz der zarten Frau; leise ließ er sich zu ihr nieder und führte sie sanft in das Reich der Träume.

Frau Griseldis war von gerader, vornehmer Art. Weltklügere hätten mit ihr eine Spende erwartet, bis Unsere Liebe Frau die heiße Bitte erfüllt haben würde. Griseldis kam dergleichen Handel nicht in den Sinn. Als sie wieder wohltauf war, ging sie mit ihrer jüngsten Tochter auf dem Arm zu Meister Pfannig, dem Lichterzieher, und gab ihm eine Wachskerze in Auftrag, wie der biedere Meister sie nicht oft in seinem Leben geoffen hatte.

„Sie muß mindestens zwei Meter hoch und wie ein Arm stark sein, Herr Pfannig. Es hängt viel davon ab.“

Meister Pfannig war ein Schalk und allezeit ein Verehrer des schönen Geschlechts gewesen. Schmunzelnd sah er die zarte, schöne Frau Griseldis an. „So stark wie Ihr Arm, Frau Tiffen? Dann erlauben Sie wohl, daß ich Maß nehme.“

„Das ist nicht vonnöten, Meister Pfannig,“ erklärte Griseldis, und eine liebliche Röte überflog ihre feinen Züge. „Nehmt den Arm Eurer Frau zum Vorbild.“

Auf das verschmitzte Gesicht des Meisters trat ein Ausdruck des Bedauerns und der Enttäuschung. Dann aber drängte der tüchtige Geschäftsgeist sich in den Vordergrund und erinnerte daran, daß der

wohlgerundeten Frau Pfannig Arm gut die Hälfte an Fülle mehr habe. Das würde eine tüchtige Kerze geben, ganz dem Wohlstand des Tiffenschen Hauses angemessen. Mit Eifer versprach Pfannig denn auch, eine Kerze liefern zu wollen, bei deren Anblick Unsere Liebe Frau vor Staunen und Wonne die Augen weit öffnen solle.

Meister Pfannig hielt Wort. Er übertraf sich selbst und seinen Auftrag, denn als Keimer Tiffen die Rechnung erhielt und, über deren Höhe erstaunt, die Kerze nachmaß, betrug diese nahezu zwei Meter und zwanzig Zentimeter.

Tiffen bezahlte, wenn auch achselzuckend, denn in Selbstsachen war er seiner Frau gegenüber großartig. Allerdings stammte das Vermögen ja auch von der Frau her, doch das hatte er vergessen.

Der Herbst vergoldete die Blätter und wehte flimmernden Altweiberjommer im neckischen Spiel den Menschen ins Gesicht, als Griseldis die Riesenskerze in dem Kirchlein Unserer Lieben Frau aufstellen ließ. Dort stand sie nun einen langen Winter und ein sturmburchbraustes Frühjahr, angestaunt von den Menschen und vom hochwürdigen Herrn Pfarrer als bildlich und auch in Wirklichkeit „leuchtendes“ Vorbild gepriesen. Dann wichen die Stürme lindem Frühlingswehen, die Nachtigall sang im Hag nahe dem stattlichen Hause Keimer Tiffens und wies der mit einer Laterne bewehrten Frau Wegwart den Pfad zu dem Ziel, an dem sie von einer andern sehnlichst erwartet wurde. Als dann beim dämmern den Morgengrauen Frau Nachtigall ihren letzten süßinnigen Gruß erhallen ließ, erfüllte das schmetternde Röhren eines dicken, gesunden Jungen ein verhängtes Zimmer im Tiffenschen Haus und drückte man Frau Griseldis die müden, aber dank- und glückerfüllten Augen zum letzten Schlummer zu. Hatte der harte, riesige Mann doch neben ihrem Bette auf den Knien gelegen und voll weicher Zärtlichkeit ihren Namen gestammelt: „Griseldis, meine Griseldis!“ — Wie einst, wie einst —

Das Wunder der Kerze wirkte weiter. Hinrich Tiffen — so hatte der glückstrahlende Vater seinen prächtigen Buben ins Taufbuch eintragen lassen — wuchs und wuchs, als sei dies seine einzige Beschäftigung. Der Lebensbaum auf der Mutter Grab spendete erst dürftigen Schatten, als Hinrich schon seine sämtlichen Schwestern überholt hatte. Diese staunten den Bruder an wie ein Wunder aus fernen Welten und ließen sich geduldig von ihm hofmeistern. Doch Hinrich trieb es nicht artig, denn er war von sanfter Gemütsart und konnte niemand leiden sehen. Seltsam war seine Vorliebe für den Gesang der Nachtigall: er konnte stundenlang im Hag sitzen und der kleinen Weiblein lauschen. Dann war es Hinrich, als hielt seine Mutter, nach der er oft ein heimliches Sehnen empfand, liebe und vertraute Zwiegespräche mit ihm. Doch er erzählte keinem Menschen davon und hütete selbst vor den Schwestern sein zartes Geheimnis.

Des Vaters Haare wurden weiß, von den Schwefelstern baute eine nach der andern ihr eigenes Nest, und Hinrichs Herz wurde von einer süßen und doch so schmerzlichen Unrast ergriffen. Es ließ ihm nirgends Ruhe, und am liebsten saß er an der Mutter Grab, wo er den machtvoll aufgeschossenen Lebensbaum noch überragte.

„Was soll ich auf dieser Welt?“ klagte der Riese mit weicher, trauriger Stimme. „Denke, liebe Mutter, sie nennen mich den langen Hinrich, und die Mädchen lachen, wenn sie mich sehen. Ganz besonders eine, des Lichterziehers Pfannig blonde Anneliese, lacht wie ein Kobold, wenn ich an ihrem Garten vorübergehe. Das ertrage ich nicht länger, liebe Mutter. Warum hast du Unsern Lieben Frau eine gar so große Kerze gestiftet? Nun bin ich wie diese geworden, Mutter, zwei Meter und achtzehn Zentimeter messe ich vom Scheitel bis zur Sohle. Selbst beim Militär haben sie mich nicht gewollt, weil für mich keine Uniform, kein Bett gepaßt hätte, und ich, ohne mich tief zu bücken, durch keine Türe gekommen wäre. Mußte es denn eine so lange Kerze sein, Mutter? Ist es von Anneliese nicht ganz besonders unrecht und herzlos? Ihr Vater hat doch den Nutzen getobt und trägt auch die Hauptschuld, weil er seinen Auftrag überschritten hatte.“

Das flüsterte der lange Hinrich seiner toten Mutter zu. Dann überwältigte ihn der Kummer, und er schrie es laut hinaus: „Der Anneliese bin ich bitterböse, ich sehe sie nimmermehr an.“

„Das wäre nicht artig!“ Klang eine feine, weiche Stimme an Hinrichs Ohr. Der erschrak heftig, glaubte er doch, daß dieser Vorwurf aus dem Grab der toten Mutter gekommen sei. Doch ein leises Lachen hinter ihm belehrte Hinrich eines andern. So lachte nur Anneliese Pfannig. Die war es auch, tat, als gösse sie die Blumen auf ihrer Großmutter Grab, und machte ein unschuldiges Gesicht.

Der lange Hinrich sah das Mädchen unschlüssig an und vergaß ganz, es höflich und sitzsam zu grüßen. Das verdroß den Schalk, und spöttlich rief sie herüber: „Guten Tag!“

Nun fiel dem langen Hinrich seine Unterlassungssünde ein und der Hut vor Schreck aus der Hand. Da er keinerlei Übung im Umgang mit dem schönen Geschlecht hatte — ging er den Mädchen doch geflissentlich aus dem Wege, weil er ihr Lachen fürchtete —, so wußte er auch nicht, was nun zu tun sei. Nach langem Zaudern raffte er sich endlich zu einem heroischen Entschluß auf und erwiderte schüchtern den Gruß des Mädchens: „Guten Tag!“

„Schönes Wetter heute!“ meinte Anneliese gleichmütig, während der Schalk aus ihren Augen blitzte.

„Sehr schönes Wetter!“ bestätigte Hinrich, erfreut darüber, daß er dem Fräulein recht geben konnte.

Damit war das Gesprächsthema erschöpft, und Hinrich wollte sich kein neues erschließen. Er arbeitete mit der Rechten in seinen glänzenden Locken und zauste sie so heftig, als verdienten sie Strafe für seine eigene Unbeholfenheit.

Anneliese musterte indessen heimlich den braunlockigen Riesen. Was hat er für ein sanftes, feines Gesicht, dachte sie, freute sich darüber und wußte nicht warum. Wie schlank und ebenmäßig er gewachsen ist, und wie hochgemut er aussieht. Wenn er nur wüßte, wie gut man ihm sein muß.

Hinrich dagegen wagte nicht, das Mädchen anzusehen, und deshalb wußte er auch nicht, daß ihre lustigen, blauen Augen wohlgefällig auf ihm ruhten.



Der lange Hinrich sah das Mädchen unschlüssig an und vergaß ganz, es höflich und sitzsam zu grüßen.

Er sah nicht, daß sie groß und stattlich war und ein liebes, frisches Gesicht hatte. Plötzlich schrak er zusammen, denn Anneliese war leise näher gekommen und legte ihre weiche Hand auf seinen Arm.

Ihn durchrieselte ein so selbiger, jeltfamer Schauer, daß er noch beklommener wurde.

„So schreckhaft, langer Hinrich?“ lächelte Anneliese. Doch ihr Lächeln war lieb, und in ihren Augen lag ein so weicher, verträumter Ausdruck, daß Hinrich einen ganz unbändigen Mut in sich erwachen fühlte.

„Ich bin nicht schreckhaft und nehme es mit drei Männern auf!“ erklärte er mit starker Stimme.

„Mit drei Männern!“ wiederholte Anneliese und kicherte lustig. „Auch mit drei Frauen?“

„Ich weiß es nicht,“ gestand Hinrich offenherzig und ein wenig kläglich.

„Auch nicht mit einer?“ forschte das Mädchen weiter und senkte die langen Wimpern.

„Mit einer!“ kam es zögernd von Hinrichs Lippen. Dann brach es jauchzend aus seiner Brust hervor: „Ja! Wenn ich der einen ihr alles sein kann.“

Anneliese hob die langen Wimpern wieder und sah Hinrich an. Dem frömte das Blut heiß zum Herzen und verschlug ihm die Rede. Doch dafür sprachen seine starken Arme, denn Anneliese schwebte plötzlich hoch in den Lüften und lag dann gebogen an der Brust des Riesen. Sie wehrte sich auch nicht und streichelte ihm lind und zärtlich die Wange.

„Du! du! du!“ stammelten seine Lippen. „Wie ich dich liebe. Liebst du mich denn wirklich? Nur ein ganz klein wenig?“

„Du drückst mich ja tot, Ungestümer! Wie kann ich da reden?“ schalt Anneliese zärtlich.

Sogleich ließ er das Mädchen sorgsam zur Erde nieder. Dann fragte er mit verlegenem Lächeln: „Sage, du Schlimme, warum hast du immer gelacht, wenn du mich sahst?“

Anneliesens frisches Gesicht überzog eine hohe Röte. Mit einem Satz sprang sie auf die Bank neben Griseldis Tissens Grab und zog Hinrichs Kopf ganz nahe an ihren roten Mund: „Weil ich dich schon immer lieb hatte und du es nicht merken solltest.“

Einige Tage später stand Hinrich Tissen mit verdunktem Gesicht vor dem altgewordenen Vater Anneliesens. Meister Pfannig lachte laut und respektlos. „Sie wollen Anneliese heiraten? Ein Schaubudenmensch, dem alle Leute nachsehen! Schlagen Sie sich das aus dem Sinn, junger Mann! Ja, wenn Sie nicht ein solcher Riesenmensch wären, der durch keine Türe erhobenen Hauptes eintreten kann. Aber meine einzige Tochter soll nicht dem Fluch der Lächerlichkeit verfallen und wie gezeichnet durchs Leben wandern.“

Es dauerte geraume Zeit, bis Hinrich sich von seinem Schreck erholte. An ein solches Hindernis hatte er nie gedacht, seitdem das, was ihm am schwersten gedünkt hatte, die Eroberung Anneliesens, ihm gelungen war.

„Ich kann doch nichts für meine Größe,“ bemerkte Hinrich leise und traurig. Plötzlich packte ihn der



Hinrich Tissen stand mit verdunktem Gesicht vor dem altgewordenen Vater Anneliesens.

und stotterte hervor: „Das ist dummer Schnack! Man kann es nicht so genau berechnen. An jener Kerze habe ich obnedies Geld zugelegt, und nun soll ich noch meine Tochter als Zugabe dreingeben? Ich will Ihnen was sagen, mein werigeschättester junger Herr,“ setzte er listig lächelnd hinzu, „Sie sollen das

Mädchen haben, wenn Sie in mein Haus kommen, ohne sich zu bücken.“

Hinrich merkte in seiner Herzensereifalt die Falle nicht sogleich und schüttelte dem Vater seiner Herzallerliebsten so treuherzig die Hand, daß dieser aufschrie.

„Ich danke Ihnen, Meister Pfannig, das ist doch ein Wort. Ich will versuchen, Ihre Bedingung zu erfüllen.“

„Sie dürfen aber nicht etwa den Türpfeiler oben ausheben und entfernen, das gilt nicht, mein Lieber!“ bemerkte Pfannig mit einiger Unruhe. „Sie dürfen die Türe nicht beschädigen und ihr keinerlei Gewalt antun!“

Nun erst merkte Hinrich Tissen, daß der Meister ihn verspottete. Voll Trauer nahm er seinen Hut und rannte hinaus.

Aus der Gartenlaube klang es „psit“, und Anneliesens blonder Kopf tauchte zwischen der Blätterfülle auf. Sie hieß den Liebsten umkehren und Bericht erstatten.

Als Hinrich geendet hatte, wurde des Mädchens Gesicht weiß, und die sonst so lustigen Augen füllten sich mit Tränen. Doch es lag nicht in ihrer stinken, tatkräftigen Art, lange zu weinen und zu jammern. Sie saß eine Weile in stillem Sinnen und sagte dann ernst: „Sei getrost, mein Hinrich, lasse mich für uns beide handeln. Vatertröb muß mit Tochterlist bekämpft werden. Tue, was ich dir jetzt sage: Gehe heim und rühre dich nicht mehr aus dem Hause. Morgen früh um sieben Uhr, aber nicht früher und nicht später, kommst du ohne dich zu bücken zum Vater und forderst mich kraft seines Wortes.“

Hinrichs Vertrauen zur Klugheit seines blonden Mädchens war so groß wie seine Liebe. Nachdem Anneliesens weiche, warme Lippen ihm noch süßeren Trost gespendet hatten, ging er ruhigen Schrittes nach Haus und blickte weder links noch rechts. Darum sah er auch nicht, daß die Leute ihm heute wie einem nachblickten, der das Glück mit leidhaftigen Augen erschaute hatte.

Pünktlich um sieben Uhr schritt Hinrich, angetan mit seinem Sonntagsstaat, zum Hause der Liebsten. Wie staunte er, als er sah, was treue, innige Liebe ersann!

Die drei Stufen, die zum Haustor hinaufführten, waren verschwunden; der Eingang lag zu ebener Erde mit der Straße. Zwischen Tür und Erde unten klappte allerdings ein breiter Spalt, denn sein listiges Mädchen hatte während der Nacht die Hausflur ausschachten und vertiefen lassen. Die Heiligen schienen dem guten Kinde geholfen zu haben, denn niemand hatte die nächtliche Arbeit gestört.

Mit einem jauchzenden Jubelruf trat Hinrich Tissen, ohne sich zu bücken, ohne seinen Hut abnehmen zu müssen, in das Haus seiner Geliebten.

An Meister Pfannigs Herz hatte während der Nacht die Reue genagt, daß er den einzigen Sohn des angesehenen Tissen so behandelt. Die nächt-

liche Arbeit an seiner Haustür hatte er wohl erpäht und auch Urheberin und Ursache sofort erraten, doch stellte er sich schlafend und am frühen Morgen nichtwissend, erireut über die glückliche Lösung. Er war seinem klugen Töchterlein daher nur scheinbar böse und ließ sich das Jawort von einem nur scheinbar harten Herzen abringen.

Als die Verlobung im Ort bekannt wurde, da hatte ein jeder dies ja schon längst vorausgesehen.

Der geheimnißvolle Koffer.

Erlebnis eines Auswanderers. Nach der Wirklichkeit erzählt von Franz Woas-Wiesbaden.



„n einer der vielen kleinen Schifferkneipen, die sich in Bremerhaven am alten Hafen, immer eine dicht an der andern, entlangziehen, saß ein einsamer Gast. Jung und frisch sah er aus, gesund und unternehmend, und doch sah er verdrießlich hinter seinem Glase. Ab und zu warf er einen Blick in die Zeitung, die vor ihm auf dem Tische lag; er durchging dann die Liste der abgehenden und einkommenden Schiffe; aber nur noch verdrießlicher wurde er davon, bis er schließlich die Zeitungsblätter nebst dem Glase voller Unmut von sich abschob, sich auf seinem Sitz weit zurücklegte und die geballten Fäuste in überschäumendem Aerger zur Decke streckte.

Dem mußte etwas Besonderes über die Leber gelaufen sein.

Da öffnete sich die niedrige, verräucherte Tür der Gaststube, und ein anderer Gast trat herein. Der nun war nichts weniger als verdrießlich. Ein kurzgewachsener, aber stämmiger Mann war es, in mittleren Jahren, nicht gerade elegant, aber immerhin weit besser gekleidet, als es dieser einfachen Schifferkneipe entsprach; etwa wie einer der vermögenden Amerikaner, die zu ihrem Vergnügen jahraus jahrein zwischen ihrer neuen und unserer alten Welt hin und her fahren. Einen kurzen, weiten Rock trug er und weite Beinkleider, alles von dem gleichen hellen gewürfelten Stoff. Unter dem hohen, steifen, hell-

grauen Filzhut mit schmalen Rande wurde das breite, behäbige Gesicht des Mannes deutlich sichtbar. Dieses Gesicht war vollständig glatt rasiert, nur unten am Kinn saß ein kurzer, dicker Knoten schon grau gemischter Haare. Munter gingen dieses Mannes kleine, aber grelle Augen hin und her, und als er in der ganzen Gaststube nur den einen Gast einsam für sich sitzen sah, tat er rasch die wenigen Schritte auf diesen zu, und ohne erst um Erlaubnis zu bitten, setzte er sich breit an den nämlichen Tisch.

Nicht einmal den Hut hatte er abgenommen.

Etwas verdutzt schaute der andere drein. Seine Fäuste hatte er inzwischen schon wieder entballt, hatte sich auch, wie sich's gehört, wieder auf seine Bank gesetzt; aber unmutig, verdrießlich war er immer noch. Er wollte es sein: er hatte auch offenbar das Recht dazu, und nun kam dieser Amerikaner hereingeschneit und störte ihn!

Der aber merkte gar nichts davon, oder er wollte nichts davon merken; er bestellte in aller Ruhe eine Flasche guten, alten Rotweins, griff dann die Zeitungsblätter auf, die der andere voller Aerger beiseitegeschoben, warf einen Blick in die Schiffsliste, trank dann von seinem Wein, schnalzte vergnüglich mit der Zunge dazu, leckte sich noch unbefangen die Lippen damit ab und fragte dann sein Gegenüber in einem Deutsch, das wohl ein wenig fremdländisch klang, aber ganz richtig von ihm gesprochen und geäußert wurde: „Sie wollen gewiß auch mit der »Kolumbia« hinüber?“

Zugleich zeigte er mit dem kurzen fleischigen Daumen der rechten Hand nach der Reihe niedriger Fenster hin, durch die man bei einiger Mühe wohl das genannte Schiff oder doch wenigstens einen Teil seines dunkeln, hohen Rumpfes sehen konnte.

Da ballten sich unwillkürlich die Hände des Gefragten wieder zu Fäusten zusammen, und ohne daß er sich's wohl überlegt hatte, warum in aller Welt er nur dem fremden Manne da, dem aufgeblasenen reichen Amerikaner, etwas von seinem Aerger und Kummer verriet, brach es bei ihm heraus: „Wollen! Wollen! Ja! Aber können, können — das ist zweierlei.“

Der Amerikaner grinste.

„Es fehlt wohl daran?“ fragte er lachend dawider, und zugleich vollführte er mit Daumen und Zeigefinger das Zeichen, das hüben wie drüben gleich gut verstanden wird — das Zeichen des Geldzählens.

Der andere erwiderte nichts. Hatte er schon bereut, sich wider Willen dem Fremden ohne allen Grund verraten zu haben, so ärgerte ihn jetzt dessen, wie ihm schien, zudringliches Wesen, das hier gar nicht am Platze war. Der Amerikaner aber blieb unbefangen, behielt seine freundliche Miene bei und fuhr fort: „Die Ueberfahrt ist ja jetzt doch so billig.“

„Hm,“ machte der andere nur.

„Fünfundzwanzig Dollar nur,“ fuhr der Amerikaner in aller Seelenruhe fort.

Wieder ärgerte sich der andere — mehr als jemals sogar. Sah er denn wirklich so heruntergekommen

aus? Der Amerikaner hatte gar nicht an eine andere Klasse gedacht als an das Zwischendeck! Er selbst fuhr natürlich in allem Glanz erster Klasse, wie alle diese Proben, diese ehemaligen Schlächtergesellen und Brautknechte. Daß es sonst noch anständige Leute in der Welt gibt, die erster Klasse fahren könnten, wenn sie wollten, oder doch wenigstens zweiter Klasse, — daran dachte dieser aufgeblasene Patron gar nicht. Daß einer aber gar im Zwischendeck fahren kann und doch ein anständiger Mensch bleibt, das mochte so einem, wie der da war, erst recht nicht in den Kopf gehen. Und im übrigen war der Preis gar nicht fünfundsiebenzig Dollar. Fünfundsiebenzig Dollar, das wären etwa 105 Mark; in Wahrheit betrug der Preis aber genau 150 Mark. Das mußte er doch wissen, hatte er den Betrag doch bar auf den Tisch zahlen müssen.

„Einhundertundsiebenzig Mark ist der Preis,“ sagte er also zu dem Amerikaner; aber er sagte das so, als ob's ihn im Grunde genommen weiter nichts anginge.

„Pah!“ machte der Amerikaner darauf. „Der Unterschied ist nicht gerade gewaltig.“

Diese ganze Art behagte dem anderen immer weniger, und am liebsten wäre er aufgestanden und weggewandert, aber da lenkte der Amerikaner flugs zu anderen Dingen ab, sprach von Amerika, pries sein Land, wie es Tag um Tag größer würde, wie die Geschäfte drüben gerade jetzt so prachtvoll gingen; jetzt, jetzt müßten die Leute kommen; da wäre Geld zu machen im Umsehen . . .

Unwillkürlich hörte der andere gut zu, aufmerksam und mit großen Augen. Es ist ja freilich bekannt, wie die Amerikaner immer übertreiben. Aber wenn nur die Hälfte davon wahr war! Doch was nützte das schließlich ihm, ihm, der ja gern hinübergewollt hätte, und nun nicht konnte! Es war ja zu dumm! Aufgeregt riß er sich an seinem kleinen, aber dichten und wohlgepflegten Schnurrbarte.

Freilich — an dem Gelde, am Verdienen da drüben lag ihm im Grunde genommen nicht einmal so viel; er wollte nur fort. Nur fort aus dem Lande, wo ihm der Boden unter den Füßen brannte! Während der Amerikaner sprach und sprach und das Land da drüben lockend vor der Seele des andern aufbaute mit all den gewaltigen Häfen und den langmächtigen Eisenbahnen, den himmelhohen Häusern und nie dagewesenen Palästen der Reichen, — da stahlen sich zwichendurch die Gedanken des Zuhörers doch wider Willen von alledem ab; sie huschten zurück nach der Heimat, liefen sich auf dem Gipfel der Rebhügel nieder und umspannen den lieben Ort, wo sie wohnte, um derentwillen er jetzt hier saß, halb schon losgelöst von allem, was ihm einst teuer gewesen, von Vater und Mutter, Freund und Feind. Ja, selbst seine Feinde und Nebenbuhler mochte er jetzt beinahe lieben, verbanden sie ihn doch inniger mit der Heimat! Nun aber war er ausgestoßen, ein Fremder im eigenen Lande; beinahe schon ein Amerikaner — genau so wie sein Gegenüber. Aber wartet nur, ihr schlechten

Menschen! Der Tag wird kommen, und da bin ich wieder da. Vor euch werde ich hintreten, angezogen wie der da; alle Taschen voller Geld, und den Bart trage ich dann auch so wie er. Ob ihr mich da wohl gleich kennen werdet? Schwerlich! So werde ich euch meinen Namen ins Gesicht hineinrufen: Der Vinzenz ist wieder da, der Vinzenz Stebeli ist wieder da. Und du, Emilie, bist du dann noch zu haben, dann werde ich dir die Tausenddollarscheine auf den braunen runden Tisch in der Wohnstube zählen und fragen: Bin ich dir jetzt gut genug? — Nein, nein. Fällt mir nicht ein. Hast du mich nicht haben wollen, als ich arm war, so will ich dich jetzt nicht, wo ich Millionär bin . . .

Bis dahin, bis zum Millionär hatte er es schon gebracht in Gedanken bei all dem Reden seines Gegenüber, und ein Wunder war das weiter nicht, denn mit Tausendern gab dieses Gegenüber sich überhaupt nicht ab; immer handelte es sich bei ihm um Millionen, und in Wirklichkeit handelte es sich für ihn im Augenblick doch bloß um den lumpigen Hundertler.

Der Amerikaner hatte längst eine zweite Flasche kommen lassen und den andern dazu eingeladen. Da war es denn so halb und halb herausgekommen, wie die Dinge für den jungen Mann lagen. Die tieferen Gründe verriet er ja nicht, sagte nur, er hätte den dringenden Wunsch gehabt, gerade jetzt möglichst schnell auszuwandern. Das Geld für die Uebersahrt hatte er beisammen, auch noch einen angemessenen Betrag darüber. Die Fahrkarte hatte er bereits gelöst. Da erst hörte er, eben heute, einen Tag vor Abfahrt des Schiffes, daß er drüben bei der Landung einhundert Dollar bar vorzeigen müsse; anderenfalls würde er gar nicht ins Land gelassen; man setzte ihn dann vielmehr einfach ins nächste deutsche Schiff, das zurückgeht, und brachte ihn wieder heim.

War das nicht wirklich zum Verzweifeln?

Der Amerikaner hatte zu diesen Eröffnungen eine verschmitzte Miene aufgesteckt.

„Sie haben wohl etwas auf dem Kerbholz?“ fragte er.

Da aber wurde Herr Vinzenz Stebeli dunkelrot im Gesicht. „Was fällt Ihnen ein!“ rief er dem andern grob ins Gesicht.

„Nun, nun,“ erwiderte dieser heßnichtigend. „So schlimm wär' das auch nicht.“ Er schien aber recht befriedigt und zeigte sich noch zutunlicher als je zuvor. Laut lachend setzte er auseinander, wie nichts leichter in der Welt wäre, als den Beamten drüben ein Schnippchen zu schlagen. Wie dumm wären diese Menschen doch! Diese und erst die Zollbeamten! Etwas Aufgeblaseneres und dabei Dümmeres gäb's überhaupt nicht in der Welt.

„Kann wohl sein,“ fügte der Deutsche ein. „Ihr Amerikaner habt ja immer die Krone in allem.“

„Stimmt, stimmt!“ schrie der Amerikaner auf und wäre beinahe erstickt vor Lachen. Dann ließ er noch eine dritte Flasche von dem guten alten Roten kommen, und kurz bevor diese zu Ende ging, rückte

er so beiläufig mit einem großartigen Anerbieten heraus.

„Wissen Sie was, junger Mann?“ sagte er. „Sie gefallen mir. Wir schmuggeln Sie bei uns ein.“

„Aber wie denn?“

„O, das werden wir schon fertigbringen. Sie haben doch noch Ihre Fahrkarte?“ fragte er.

Der andere nahm sein Taschenbuch heraus und wies die Karte vor. Aufmerksam las der Amerikaner sie, und es war, als prägte er sich den Namen Vinzenz Stebeli, der darauf stand, fest ein. Dann gab er die Karte zurück, indem er etwas ernster, als er die ganze Zeit über gewesen war, sagte: „Sie verpflichten sich also, die Karte zu benutzen und hinüberzufahren. Ich meinerseits verpflichte mich, Ihnen die nötigen einhundert Dollar vorzuschicken.“

Damit griff er auch gleich in die Brust, zog eine wohlgefüllte Briefftasche hervor und entnahm ihr einen Hundertdollarschein.

„Hier ist das Geld,“ fuhr er freundlich fort. „Ich fahre zwar mit demselben Schiffe . . .“

„Nur erster Klasse natürlich . . .“

„Ei freilich. Eben darum — wer weiß, ob wir auf dem Schiffe noch einmal Gelegenheit haben — nehmen Sie lieber gleich jetzt das Geld an sich . . .“

Vinzenz Stebeli war unglaublich überrascht. „So weit,“ brach er heraus, „trauen Sie mir wildfremden Menschen?“

„Wir Amerikaner sind Menschenkenner! Ja, ich traue Ihnen vollständig. Da nehmen Sie den Schein, stecken Sie ihn ein, verwahren Sie ihn gut. Ich warne Sie vor Spitzbuben, männlichen wie namentlich auch weiblichen . . .“

„D, o!“

„Nun, man kann nicht wissen! Drüben also reiben Sie den Herren Inspektoren den Schein unter die Nase, und wenn man Sie dann durchgelassen und Sie glücklich an Land sind, dann treffen wir uns schon wieder.“

„Ja, wie denn? Wo denn?“

„Ach, das wird sich schon finden. Irgendwie. Irgendwo.“

„In dem großen Amerika!“

„Ja. Im großen Amerika! Auch da findet man sich schon, — wenn man will.“

Der Mann rief nach der Bedienung, bezahlte, schüttelte dem jungen Deutschen noch einmal kräftig die Hand und ging. Der andere aber blieb noch eine Zeitlang sitzen. Er mußte sich von seiner Verwunderung erst noch erholen, daß es heutzutage noch so selbstlose Menschen gibt, — namentlich in Amerika. — —

Jetzt, mit dem vielen Geld in der Tasche, machte sich die Fahrt freilich ganz anders, als sie vorher gedacht war. Und doch, traurig war's und blieb es immer, daß er Heimat, Vaterland, Europa verlassen mußte, um fortan in einer fernen, fremden Welt zu leben, wo ihn kein Hund und keine Katze kannte . . .

Schon jetzt, an Bord des großen Schiffes, bekam

er den Vorgesmack davon. Von wie vielen Menschen wimmelte es da! Alle Nationen der Erde waren da vertreten! Alles fremde, wildfremde Gesichter. Er trug im stillen immer die Hoffnung bei sich, einer müßte doch wenigstens unter den vielen Menschen sein, der ihn kannte. Er erwartete es bestimmt, plötzlich würde einer aus irgendeiner Ecke auftauchen, ihm die Hand entgegenstrecken und freudig ausrufen: „Ei, sieh da, Vinzenz, wo kommst du denn her?“ — Aber nichts dergleichen geschah. Alle Gesichter, die sich um ihn herum bewegten, suchte er ab, — nicht eines, das er kannte; ja, nicht eines, das auch nur einen Zug trug, der ihn an Verwandte und Bekannte erinnerte. Und vor allem — auch nicht ein einziges Mädchengesicht, das so schön, so süß war wie dasjenige, um dessen willen er jetzt hinausging in die Welt . . . Wäre sie jetzt wenigstens bei ihm, — die Arme würde er fest um sie schlagen und ihr ins Ohr sagen: Mit dir zusammen will ich den Kampf schon aufnehmen . . . Als er ihr damals etwas so Ähnliches gesagt, als er ihr vorge schlagen, sie sollten den Eltern zum Trost zusammengehen, und wenn's nicht anders ginge, drüben, in einer andern Welt ihr Glück suchen, — da hatte sie nur gelacht dazu, und spöttlich erwidert: Bleibe im Lande und nähre dich redlich . . . Da hatte er endlich genug gehabt von allem und war fort, um nie, niemals wiederzukommen . . . Schöne Mädchen gibt's noch viele in der Welt, und wenn auch deren keine an Bord zu sein schienen, — drüben in Amerika gab es deren in hellen Haufen. Vielleicht verliebte sich flugs eine davon in ihn, sein Glück war dann gemacht; man liest es ja alle Augenblicke in den Zeitungen, daß dort die reichsten und vornehmsten Mädchen sich nicht lange bedenken und womöglich ihre Chauffeure heiraten. Chauffeur, aber, ha — das konnte er alle Tage spielen . . .

Während der junge Auswanderer seinen unruhigen Gedanken so nachhing, nahm das mächtige Schiff, auf dem er saß, die „Kolumbia“, in unerschütterlicher Ruhe seinen gewohnten Weg. Längst hatte es die deutschen Gewässer verlassen, hatte in Rotterdam angelegt und auch hier noch eine weitere große Zahl von Auswanderern in sich aufgenommen; immer enger saßen sie jetzt in ihren Kabinen beieinander, tagsüber standen sie fast Mann an Mann nebeneinander auf dem Zwischendeck. Dann war das Schiff noch das kurze Stück über den Ärmelkanal nach England hinübergedampft, um in Southampton anzulegen; aber keine sechs Stunden blieb es hier liegen, und Auswanderer kamen hier nicht mehr an Bord, dafür aber eine ganze Zahl Reisender aus der ersten und zweiten Klasse. Das waren alles Europafahrer, reiche Leute aus Amerika, die zu ihrem Vergnügen wieder einmal eine Tour nach Europa hinüber gemacht hatten. Deutlich sah man ihnen den Reichtum an der Kleidung und Haltung, sowie an ihren ungezählten Koffern an. Was hatten die Leute wieder alles eingekauft in Europa! Jetzt steckte das alles wohlverwahrt in diesen schweren, soliden, messing-

beschlagenen, wohlverwahrten Lederkoffern. Was mußte das drüben allein für Zoll kosten! Aber diese reichen Leute haben es ja dazu; auch der Zoll — und sei er noch so hoch — kann den Leuten nicht wehe tun . . .

Unser Vinzenz schaute und schaute. Er stand unweit der schwanken Treppe, die zu der ersten und zweiten Klasse hinaufführt. Die Männer sah er sich nur so von ungefähr an; sahen sie doch auch alle beinahe gleich aus, etwa alle so wie sein Freund, der ihm den Hundertdollarschein in die Hand gedrückt; den kurzen Zimmermannsknoten von Bart trugen sie fast alle am Kinn. Aber die Damen betrachtete er sich genauer. Sollte am Ende die schon darunter sein, bei der er dann drüben den Chauffeur machte — und so weiter? . . . Unter den breiten Hut schaute er ihnen allen gespannt und voller Erwartung; aber meist waren es alte häßliche, aufgedunsene oder auch magere Gesichter. Emilie, Emilie, wieviel schöner bist doch du! — Nur eine kam daher, von angenehmer Mittelgröße, zierlich gewachsen, mit jugendfrischem, rundem Gesicht und einem Paar großer, lebhafter Augen darin. Sie trug ihr Handgepäck selbst,



Da kletterte einer die Treppe hinunter und zog die Schachtel an sich.

einen kleinen Handkoffer und mehrere Schachteln. An ihr konnte man schon eher seine Freude haben.

Als sie sich oben durch die schmale Geländeröffnung auf das Schiff zwängte, entfiel ihr eine von den Schachteln, tollerte erst die Treppe hinunter und fiel dann ins Wasser. Was gab ihr das einen Schreck! Aber es war nicht so schlimm; die Schachtel ging nicht etwa gleich unter, sondern schwamm auf dem

Wasser und hielt sich dicht an der Bordwand des Schiffes. Ratlos stand das Mädchen, keiner half ihr. Da aber kam schon einer, kletterte die Treppe behend hinunter, beugte sich weit über deren Rand, zog die Schachtel mit weit ausgestrecktem Arm an sich und fischte sie glücklich wieder heraus. Der Vinzenz war es.

„Tausend Dank,“ jagte die Schöne, als sie die Schachtel wieder in Empfang nahm.

Der kühne Kletterer setzte zu einer längeren Erwiderung an, zu einer Erwiderung natürlich, die Hand und Fuß haben sollte. Erwartungsvoll schaute ihn auch das Paar großer, lebhafter Augen an. — Die Augen waren dunkel, entweder tief schwarz oder doch wenigstens tief braun, sogar ganz tief braun; nur leuchteten sie wieder so hell, daß man sie auch für hellgrau hätte halten können. Was war das nur für ein sonderbares Paar Augen! Der kühne Kletterer, anstatt nun seine Erwiderung herauszubringen, schaute und schaute, — bis er auf einmal von hinten her in die rechte Seite einen solchen Stoß bekam, daß er nun beinahe selbst von der Leiter gefallen wäre, nicht anders als vorher die Schachtel. Wild wandte er sich um zu dem, der ihn gestochen; aber das war gar kein Mensch gewesen, ein Koffer war es, den einer der Träger herausschleppte. Es gab eine kleine Auseinandersetzung . . .

Währenddem war die Schöne verschwunden.

Nach diesem Abenteuer hatte Vinzenz Siebeli erst recht kein Verlangen, sich mit seiner näheren Umgebung zu beschäftigen. Er lag des Nachts zusammen mit drei andern in der Kabine, einem Polen, einem Mähren und einem Slowaten. Nicht einer davon sprach deutsch, und das war gut so; da brauchte er sich mit keinem von ihnen erst noch lange abzugeben. Tagsüber hielt er sich auf Deck. Da war schon eher Gelegenheit, sich zu unterhalten; denn hier fehlte es nicht an Deutschen; aber auch hier hielt er sich zurück. Seine Aufmerksamkeit galt vielmehr der ersten Klasse, mußte er unter diesen Reisenden doch jetzt ihrer zwei, die sich für ihn interessierten, erstens den Hundertdollarmann und zweitens — sie, die Millionärstochter, deren Schachtel er mit Lebensgefahr aus den Meeresfluten gerettet hatte. Nicht, daß er sich den beiden geradezu aufdrängen wollte; nein, dazu schien ihm doch selbst der Abstand zu groß, wenigstens hier auf dem Schiffe, wo die beiden in aller Pracht und allem Glanze ihrer Klasse fuhren, er dagegen im Dunkel des Zwischendecks. Aber waren sie erst drüben angelangt, dann war das alles ganz anders. So lange wollte er aushalten, verschwinden. Nur von ferne hätte er sie doch gern einmal gesehen, nicht den Mann mit dem Zimmermannsknoten, nein; aber diesen kleinen, lieben, zierlichen Nacker von Amerikanerin. Man hatte ihm immer gesagt, diese Amerikanerinnen seien große, vierchrötige Figuren, und fand sich jetzt doch ein so zierliches Persönchen darunter! Nun, desto besser! —

Oben in der ersten Klasse lief quer übers Deck hinüber ein Geländer, ein schönes, schweres Messing-

geländer, und daran lehnten die Reisenden gern. Gelangweilt, wie sie waren, voll vom guten Essen und reichlichen Trinken, mochte es ihnen gerade einen besondern Spaß machen, wenn sie hinunter ins dunkle Gewölbe der „Zwischendecker“ schauten; um so wohler fühlten sie sich da. Mitunter kam es freilich auch vor, daß die satten Blicke von oben her unten auf ein Augenpaar stießen, das nicht viel anders aufschaute, als ob's einem Raubtier zu gehören schiene. Soviel Haß und Wut lag darin. Dann ging oben der Kopf des Reichen rasch vom Geländer zurück . . .

Unter all den schmutzigen, ärmlich gekleideten Menschen, den Männern mit dem verworrenen Haar, den Frauen mit den bunten Kopftüchern verschwand das eine feine, aufgeweckte Gesicht ganz und gar, das doch mit brennenden Augen immer suchend hinaufschaute . . .

Fünf Tage fuhr das Schiff schon wieder; der ganze weite Ozean war beinahe überquert. Nichts Besonderes hatte sich ereignet, kein Sturm war gewesen, kein anderes Schiff und auch kein Eisberg entgegengeernt. Nur noch eine Nacht, und dann wird gelandet! Ausnahmungsweise schnell war das Schiff gefahren. Es hatte einen „Rekord“ gemacht; noch niemals war ein Schiff so schnell hinübergekommen. Das mußte gefeiert werden, und so gab es einen Ball an Bord — natürlich nur für die erste und die zweite Klasse. Das große Oberdeck war zu einem Tanzsaal hergerichtet; man hatte die Bordseiten mit Segeltuch verhängen und die Wände mit zahllosen Fahnen bedeckt. Der Fußboden war frisch gecheuert, dann abgerieben und gewachst worden, — auf keinem Tanzboden des Festlandes war es besser zu tanzen als hier. Erst gab es ein besonders gutes Abendessen, und dann begann der Ball. Die Musik, wohl an zwanzig Köpfe stark, war hoch oben an einer der Schmalseiten des Deckes untergebracht. An Tänzern und namentlich Tänzerinnen fehlte es nicht, so konnte der Ball beginnen. —

Die „Zwischendecker“ hatten wohl bemerkt, was sich vorbereitete; teils waren sie neidisch, teils freuten sie sich auf die Musik, die sie zu hören bekommen sollten. Die Musik konnte man ja nicht absperrern vor ihnen; sie wollten gleichfalls danach tanzen; hier tief unter den andern wollten sie sich auf ihrem Boden drehen, war er auch rauh und holprig. Nach einer Ziehharmonika probierten sie bereits, ob es ginge. Ein paar bvalle Polackenmädel hatten ihre Kopftücher schon abgetan, und in langen, flatternden Haaren drehen sie sich.

Mit stark gemischten Gefühlen sah alldem Vinzenz Stebeli zu. Daß er da oben in der ersten Klasse nicht dabei sein konnte, war ganz selbstverständlich. Er wäre ja ein Narr gewesen, um das nicht einzusehen. Und doch meinte er im stillen wieder, er gehörte wenigstens zum Teil da hinauf. Der Mann mit den Hundertdollarscheinen war doch sein Freund, und der schönen „Dollarprinzessin“ hatte er doch einen so gewaltigen Dienst erwiesen! Ganz sicher war in der Schachtel ein kostbarer Hut aus London oder

gar Paris gewesen; ihn hatte er vor dem Untergange gerettet! Es war ihm allmählich beinahe so geworden, als hätte er sie selbst gerettet! Sie, die schon am Ertrinken war, mit eigener Lebensgefahr aus den Fluten gezogen! Lebensretter pflegen sogar von der Stelle weg geheiratet zu werden; aber das verlangte er gar nicht — da es sich eben doch nur um den Pariser Hut gehandelt hatte —, nur das eine hätte er für sein Leben gern gehabt: daß er heute mit ihr da oben hätte tanzen dürfen. Ach, nur einmal! Nur einen einzigen Walzer . . . nur einmal herum . . .

Eben tanzte das Polackenpaar an ihm vorbei. Der Harmonikaspieler hatte den Tanz inzwischen richtig herausgebracht, und ganz regelrecht, nur ein wenig wild, walzten darnach die beiden Mädels.

„Datischer Landsmann!“ rief ihm die eine davon lockend ins Gesicht, als sie vorbeikam, und bei einem etwas allzu wilden Schleifer schlugen ihm ihre langen Haare voll ins Gesicht, wobei ihr die Augen sprühten und die Wangen sich lachend rundeten. „Datischer!“ rief sie noch einmal, blieb plötzlich stehen und stampfte mit ihren Füßen, die in langen Ledstiefeln steckten, heftig auf den Boden, als wollte sie ihn zwingen . . .

Der Deutsche aber wandte sich ab und drückte sich aus der lustigen Menge hinaus . . .

Er ging nach seiner Kabine und warf sich dort auf sein Lager; er wollte alles verschlafen . . . Da schüttelte ihn etwas am Arme. Unwirrsch wandte er sich um. Einer der Stewards von der ersten Klasse, festlich gekleidet, am Frack große vergoldete Knöpfe, stand vor ihm.

„Mister Stebeli?“ fragte er.

Rasch richtete sich der andere auf seinem Lager auf. „Der bin ich. Was soll's?“ fragte er seinerseits.

„Haben Sie einen schwarzen Rock?“ fragte der Steward weiter.

„Allerdings,“ war die etwas erstaunte Antwort.

„Und ein Paar schwarze Hosen?“

„Auch das; aber . . .“

„Und eine weiße Weste?“ fuhr der Steward beharrlich fort.

„Zum Teufel auch, ja,“ wetterte der andere. „Was geht Sie denn alles das an?“

„Dann sind Sie eingeladen, zum Ball eingeladen. Gleich machen Sie sich fertig. Machen Sie sich nur recht fein, namentlich was Wäsche betrifft. Sie können sich denken — erster Klasse! Sonst wird nur noch die zweite Klasse zugelassen; aber auch die nur mit Auswahl. Dritte Klasse, Deck — ist noch nicht dagewesen. Reisen wohl infognito?“

Ganz verdukt hörte alledem Mister Stebeli zu. Träumte er das nur? Aber nein, da stand der Mann, der ihm das alles sagte, in Fleisch und Blut; es war alles Wirklichkeit. Also herunter vom Bett! Toilette gemacht! Sorgfältig Toilette gemacht! — In dem engen dunkeln Raum war das ein Kunststück; aber es ging, und nach einer knappen halben Stunde stand er da, so fein gekleidet — man hätte ihn können für einen Amerikaner halten.

Wohlgefällig betrachtete er sich, soweit es anging, in dem kleinen Spiegel der Kabine, bürstete sich noch einmal von Kopf bis zu Füßen sorgsam ab und begab sich dann nach oben. Ungehindert wurde er überall durchgelassen. Er ging einfach der Musik nach; sie mußte ihm den Weg zeigen. Als er dabei an einem der breiten hohen Spiegel vorüberkam und sich beinahe nicht wieder, sich, den „Zwischendecker“, der eben noch verkümmert und vergrämt, im zerschlossenen Anzug unter all dem armen Volk gelesien! Das war ein ganz anderer Mensch, der da aus dem Spiegel heraus ihn anschaute; das war ein frohes, erwartungsvolles Gesicht mit hellen, großen, lebenslustigen Augen. Vergnügt kam es ihm über die Lippen: „Mein Fräulein, gnädiges Fräulein, ha . . .“ er probierte, was er ihr alles sagen wollte . . .

Auf einmal stand der Amerikaner hinter ihm, der „Hundertdollarmann“; er sah den Mann im Spiegel hinter sich; breit lachte er; der Zimmermannsbart ging ihm dabei auf und ab.

Psui Teufel! Der kam ihm ungelegen; zerstreut begrüßte er ihn. Der Mann aber schien das gar nicht zu bemerken.

„Ah,“ sagte er freundlich und beschaute sich den jungen Menschen von oben bis unten. „Sie haben sich so n gemacht. Desto besser. So kommen Sie.“

Wie? Was? Jetzt gerade, wo er zu der — „Dollarprinzess“ sollte? Das paßte ihm verdammt schlecht. Die vielen Tage über hatte der Mensch da sich auch nicht im geringsten um ihn gekümmert, und nun mit einem Male — ja, was wollte er denn eigentlich von ihm?

Der aber hatte ihn bereits unter den Arm genommen und hielt ihn fest wie ein Schraubstock.

„Kommen Sie, junger Mann,“ sagte er dabei. „Dort in der Ecke habe ich für Sie und mich belegt. Gleich kommt auch etwas zum Trinken; ich habe schon bestellt. Sie trinken doch Sekt? Was? He?“

Da ging dem armen Menschen ein fürchterliches Licht auf. Er hatte als selbstverständlich angenommen, daß ihn die schöne Amerikanerin eingeladen hätte; hatte er sie doch . . . ach, nein, nur ihren Pariser Hut hatte er aus dem Wasser gerettet; immerhin . . . er hatte ihr doch einen so wesentlichen Dienst geleistet; und nun, wo sie sich hätte erkenntlich zeigen können, da — da war man Lust. O, du undankbare Welt! Namentlich ihr undankbaren Frauenzimmer! Nun aber bin ich endgültig geheilt von all dem Zauber. Es ist doch alles nur Blache, Verstellung und Betrug, — wenigstens bei den Menschen hier in der ersten Klasse, vielleicht auch noch bei denen, die in der zweiten fahren. Allein echt und unverfälscht ist nur das Zwischendeck. Warte nur, Marinka, wenn ich hier erst los bin, dann komme ich zu dir hinunter, und dann tanzen wir doch noch den Schleifer miteinander, den du durchaus hast mit mir tanzen wollen, — ich war ein Narr . . .

Vorläufig aber saß er in der Ecke fest bei dem Hundertdollarmann, und es war das ja auch noch

gerade zu ertragen. Der Sekt mundete gar nicht schlecht, und als die eine Flasche leer geworden, wurde eine andere bestellt.

„Sie wollen gewiß einmal tanzen?“ fragte zwischen- durch der freundliche Sektzipender.

„Ach, nein, es ist mir nicht drum,“ war die Antwort. „Aber wenn etwa Sie . . .“

Laut lachte da der andere auf. „Ich bin mehr fürs Trinken,“ und eifrig schenkte er weiter ein.

Während sie beide so weiter saßen und tranken, meinte der junge Vinzenz Siebeli höflicher Weise doch noch einmal darauf zurückkommen zu müssen, was für einen Dienst ihm jener erwiesen, indem er ihm die hundert Dollar vorgestreckt. Der andere aber ging weiter nicht darauf ein.

„Ah bah,“ machte er obenhin. „Reden wir nicht davon. Dafür erweisen Sie mir einen Gegendienst.“

„Auf der Stelle,“ war die Erwiderung. „Welchen?“

„Nun, nun, wir sprechen wohl noch nachher davon,“ lautete der etwas dunkle Bescheid.

Inzwischen drehten sich vor ihnen die Paare. Bis unmittelbar an den Tisch heran kamen ab und zu die Tanzenden in ihrem Eifer. Vinzenz schaute manchmal verloren hin. Ach, so hatten sie beide, er und seine Emilie, sich ja auch miteinander gedreht; noch keine vier Wochen war es her; und gerade bei solch einem Tanzfeste war es ja gewesen, wo sie ihm die harten, herben Worte gesagt, womit alles zu Ende war . . . Sie hatten damals einander lange Zeit nicht sehen können, aussprechen konnten sie sich erst recht nicht miteinander; beinahe vergangen war er vor Sehnsucht nach ihr; da blieb nichts übrig, im Tanzen, während sie anscheinend fröhlich miteinander hin und her sprangen, mußte er ihr die ernstesten Worte sagen: Laß Vater und Mutter und komm mit mir in die weite Welt . . . Und da war's gewesen, wo sie es hinlachte, was er ihr nie, niemals vergessen wird: „Bleib im Lande und nähre dich redlich . . .“ Ja, wär' er nur der reiche Tammer gewesen, der Bierbrauerssohn, — dem hätte sie die Antwort gewiß nicht gegeben . . .

„So werd' ich allein gehen . . .“ hatte er ihr nur noch heftig erwidert; sie hatte nicht mit der Wimper dazu gezuckt, und so hatte er kurzerhand aufgehört mit Tanzen, hatte sie an ihren Platz zurückgeführt, ohne auch nur ein Wort weiter zu sagen, und war zum Saale hinaus; er hat sie nicht wieder gesehen, auch nichts wieder von sich hören lassen, — nicht einmal, als er zu Schiff ging, um sein Wort wahrzumachen . . . Sie sind es alle nicht wert, daß man sich so viel Herzeleid um sie macht . . . Damit schloß er die lange Reihe seiner Erinnerungen . . .

Wieder kam im Tanzen eines der Paare dicht an den Tisch heran, wo Vinzenz und sein Gönner saßen; beinahe umgeworfen hätten sie den Tisch. Der Amerikaner lachte derb dazu; Vinzenz aber fuhr un- wirsch herum; er war gerade in der Stimmung, Tanzen schön zu finden!

Verdutzt aber blieben seine Augen auf der Tänzerin haften. War das nicht . . . ?

Si natürlich war sie's — die Millionärstochter, deren Lebensretter er . . . nein, nein, der er nur den Hut gerettet . . . immerhin . . .

„Kennen Sie die Dame?“ fragte er sofort seinen Gönner. Dieser mußte offenbar nicht recht, sollte er »ja« oder »nein« sagen. „Hm,“ machte er bloß. Ja, nur »hm«. Aber warum denn das? Warum?



Verdugt blieben seine Augen auf der Tänzerin haften.

So sind sie eben, die Millionäre von drüben, dachte sich der Vinzenz Stebeli, tun so, als kennen sie einander nicht und fahren doch wochenlang auf denselben Schiffe miteinander, in derselben Klasse. Und sie ist natürlich ganz genau ebenso. Sie — die Dollarprinzessin — und mich kennen! „Tausend Dank“ hat sie gesagt, das war gerade genug; damit war ich abgefunden ein für allemal dafür, daß ich mein Leben ihr zu Gefallen eingeklebt habe. Nun, das weiß ich, ich tu's nie wieder. Bin ich nur erst drüben, von morgen vormittag ab bin ich genau so wie ihr alle seid, herzlos ganz herzlos. Dann soll du vor meinen sehenden Augen ins Wasser, — meinst du, ich würde mich rühren? Ha, wieviel Millionen haben Sie? frage ich erst. Und sind mir das genug, dann frage ich erst weiter noch: Wollen Sie mich heiraten? — Wenn ja — so lange laß' ich sie zappeln, — dann erst spring' ich hinein . . .

„Junger Mann,“ schrie ihn einer an. Ganz verwirrt kam er aus seinem Reich der Träume zurück . . . sein Gegenüber war es gewesen, sein Gönner . . . „junger Mann, warum so nachdenklich? Sie trinken zu wenig!“

Willenlos griff er nach seinem Glase und trank es hastig leer, ohne recht etwas zu schmecken. Es

war ihm wirklich nicht ums Trinken; er hatte auch davon genug; alles war ihm schon vergällt. Aber der andere redete gut zu, immer wieder zu, und so blieb er und trank . . . wer weiß, wie lange . . .

Am Morgen darauf gab es ein fürchterliches Durcheinander auf dem ganzen Schiffe. Eine volle Stunde schon ließ das Nebelhorn seine schrecklichen Töne vernahmen, und mit vollem Rechte, denn das Schiff saß so lange schon im dicksten Nebel drin. Nun hatte sich alles tagelang im voraus auf den Augenblick gefreut, wo die Küste sichtbar werden mußte. Gegen Morgen, gerade zum ersten Frühstück, mußte das sein, — wenn alles stimmte. Als ein ganz matter, dünner Streifen kommt dann die Küste am Horizonte auf; der Streifen — so erzählten es wenigstens lange vorher die Reisenden, die schon öfters den Weg gemacht — wird allmählich dicker, höher, länger, fester, schwärzer, — bis man schon Berge daran erkennt; ja, erst nur diese, dann aber bald auch Bauliches, erst die Türme, dann die weiteren hohen Bauten, die „Wolkenkratzer“, dann endlich Haus an Haus, — und all das Gemäuer ist beschieden von einer hell dreinschauenden, von unten her scharf darauffallenden Sonne! Denn die Sonne steht ja hinter uns im Osten, wo sie bekanntlich aufgeht. Rückwärts steht sie, am andern Ende des Horizontes, und darum eben scheint sie so grell auf die Küste und bemalt das neue Land, das gelobte Land Amerika, von vornherein mit den aller schönsten Farben . . .

Das ist gewöhnlich so. Es soll so sein; aber diesmal war es anders. Die Nacht, sonst im vollsten, hellsten Sonnenschein zurückgelegt, sollte diesmal im schrecklichsten aller Nebel enden.

Daher das Nebelhorn!

Schon eine volle Stunde ging es; alles war auf; in allen Klassen herrschte Besorgnis, Schrecken. Für alle Fälle machte man sich fertig; man zog sich an, sah nach den Rettungsgürteln, — man konnte nicht wissen . . . jedenfalls wurde aber noch heut vormittag an Land gegangen. Also heiz es einpacken. In der ersten und zweiten Klasse war das etwas unständlich; da hatte jeder sein reichlich Teil Gepäck bei sich. Im Zwischendeck wurde das schneller besorgt, und im Umziehen hatte da jeder das bißchen Gelumpe in seine Knie getan. Die Frauen schlagen es gar nur in dasselbe Tuch ein, das sie bis dahin um Kopf und Schultern getragen.

So war alles auf den Beinen; nur einen gab es auf dem ganzen Schiffe — den ging all das offenbar nicht im geringsten an. Der lag auf seinem Lager und schlief und schlief. Vinzenz Stebeli war es.

Seine Schlafgenossen, der Pole, der Mähre und der Slowak, hatten ihn wecken wollen, aber er hatte immer nur unwirksame und unverständliche Töne von sich gegeben. So hatten sie ihn endlich liegengelassen und waren hinausgegangen, auf Deck.

Das Nebelhorn aber schrie immer lauter und immer rascher hintereinander. Schließlich mußte einer da aus dem allertiefsten Schlaf erwachen.

Vinzenz rieb sich Augen und Ohren. Was war das nur? — Er erhob sich etwas vom Lager. Kein Mensch ist sonst in der Kabine. Sind wir schon an Land?

Haltig tut er sich etwas an; er öffnet die Kabinentür und schaut hinaus auf das Deck. Dichtgedrängt steht da alles, Kopf an Kopf, aber ein dicker Nebel ruht auf allem, und offenbar ganz langsam, vorsichtig fährt das Schiff, während immer von neuem das Nebelhorn sich hören läßt. Da dachte er sich das Richtige: Wir sind dicht an Land, nur der Nebel hindert uns noch. Jedenfalls heißt es, sich bereithalten.

Er kehrte ins Innere der Kabine zurück, um sich völlig anzuziehen und sein Gepäck zurechtzumachen. Wie er nach seiner Handtasche greift, der großen, ledernen Tasche, die sein einziges Gepäckstück ist, sieht er unter seinem Bette, am Fußende, einen Koffer stehen, einen mäßig großen, ganz gewöhnlichen Koffer, nicht einen mit Messingbeschlägen und Doppelschlössern, wie er in der ersten und zweiten Klasse üblich, sondern einen ganz gewöhnlichen Koffer, noch dazu stark abgebraucht, mit verstoßenen Ecken.

„Was soll der Koffer hier?“ fragt er sich. „Der ist doch nicht mein!“ Aber den andern gehört er auch nicht; er weiß es ganz bestimmt, der Pole und der Mähre hatten nur je eine Kiste bei sich, der Slowake gar nur ein Bündel, worin er seine wenigen Habseligkeiten eingeschlagen hatte. Wem also gehört der Koffer? Wer hat ihn hereingebracht und dahingeseht, — ihm unmittelbar unter's Bett?

Er begann nachzuspinnen, kannte er sich und seine Natur doch genau. Er hatte gestern Abend Wein getrunken, viel Wein, Sekt sogar. Hoho, das tat ihm nichts; niemals wurde er trunken, er mochte trinken, soviel er wollte; aber eine böse Wirkung hatte es doch für ihn: er verlor allemal die Erinnerung an das, was er in solcher Stimmung gesagt und getan. Es brauchte dann aller Gewalt und besonderer Kraft von ihm, um sich an das zu entsinnen, was mit ihm geschehen war.

Er setzte sich also aufs Bett, und während draußen das Nebelhorn weiter heulte, sann er nach. So ein Nebelhorn tat ihm nichts; an solch bißchen Dampfgeöße war er, weiß Gott, gewöhnt.

Er hatte also mit dem Amerikaner oben in der Ecke gegessen, so weit war ihm alles klar; auch der eine Augenblick stand ihm deutlich vor Augen, wo das holde Weisen, die „Dollarprinzessin“, sie antanzte; aber dann wurde es düster für ihn. Was war weiter geschehen? — Na, nun fiel es ihm ein: Er hatte ja mit der Marinka getanzt. Wirklich? Das kann doch wohl nicht gut sein? Doch, doch, deutlich entsann er sich, daß er dem Harmonikspieler Geiß gegeben, nur damit er die „blaue Donau“ spielte, und danach hatte er dann mit Marinka getanzt. Stimmt! Aber das war doch erst lange nachher gewesen, und mit dem Koffer da hatte es ganz und gar nichts zu tun. Von der Marinka war der Koffer jedenfalls nicht. Wenn die wirklich einen Koffer hatte, das arme Ding, — dann behielt sie ihn sicher für sich.

Sollte er am Ende dem Amerikaner sein? Aber nein, das war ja ausgeschlossen. Ein so reicher Mann! Ein vielfacher Millionär — und so ein Koffer! Das stimmte auch nicht zueinander. Er bückte sich, griff nach dem Koffer und hob ihn auf.

„Es ist auch so gut wie nichts darin,“ sprach er bei sich, und tatsächlich war er so leicht zu heben, als ob er beinahe leer wäre. Aber verschlossen war er, gut verschlossen . . .

Verschlossen? Wirklich? Er prüfte das Schloß. Als Mechaniker und Maschinenmeister verstand er sich auf Schlösser. Ei, sich mir einer an! So armselig dieser ganze Koffer aussah, das Schloß daran war tadellos und von allerbesten Beschaffenheit. Es war sogar ein Kunstschloß, ein Paleischloß, für das nur ein einziger Schlüssel paßt, wie er sonst nicht wieder nachzumachen ist; kein Dietrich öffnet solch ein Schloß. — Mit dem Koffer da muß es somit doch so seine ganz besondere Bewandnis haben. Ein gewöhnlicher Koffer war das nicht. Wer weiß, was darin steckte . . .

Plötzlich kam ihm ein fürchterlicher Gedanke: Eine Leiche steckt darin . . . Entsetzt stieß er den unseligen Koffer von sich . . . Jetzt war es ihm klar, es hatte ihm jemand diesen unheimlichen Koffer aufgehängt, damit er ihn fortzuschaffe . . .

Gleich darauf lachte er aber wieder über den dummen Gedanken. Eine Leiche in dem winzigen Koffer



„Was soll der Koffer hier?“ fragt er sich.

da? Wenn sich's nicht gerade um ein Kind handelte. . . ah bah! Das ist ja alles heller Unsinn, Weindunst . . .

„Hol' der Teufel den Koffer! Ich nehm' meine Sieben Sachen, laß den Koffer Koffer sein und mache, daß ich von Bord komme.“

Damit sprang er vom Bette herunter, wusch sich kräftig über und über mit kaltem Wasser und tat sich an. Den guten, seinen schwarzen Anzug, den er am Abend vorher für den Ball angetan, schlug er säuberlich zusammen und legte ihn in seine Handtasche. Ach, auch seiner Habseligkeiten — waren es auch etwas mehr als beim Slowaken — waren nicht allzuwiele; es fand alles gut Platz in der Tasche.

Ueber dem Waschen war ihm wieder verschiedenes eingefallen; das kalte Wasser tat Wunder für den Kopf. Mit einem Male wußte er, wer ihm den Koffer gegeben . . . Der Amerikaner war's gewesen.

Selbstverständlich! Wie konnte er nur so vernagelt sein! Wer auch hätte es sonst sein sollen? Doch nicht die „Dollarprinzessin“? — Die hochmütige, undankbare Person! — Ganz genau fiel ihm jetzt sogar alles ein. Der Amerikaner war mit ihm in seine Kabine gegangen, und da hatte er ihm den Koffer übergeben. Freilich — warum, weshalb, was damit weiter geschehen sollte? — darüber war er sich noch nicht klar; aber nur Geduld, das wird sich auch noch finden. Damit aber gewann die Sache ein anderes Gesicht; jetzt mußte er den Koffer jedenfalls an sich nehmen und mit an Land bringen. Sorgfältig sah er sich in dem engen, halbdunkeln Raum um, ob er auch alles beisammen hätte, und eben wollte er — seine Ledertasche in der einen Hand, den verhängnisvollen Koffer in der andern — die Kabine



Wie aus einer Kanone geschossen, fiel irgendwas auf ihn drauf.

verlassen, da versetzte ihn irgend jemand, irgend etwas einen fürchterlichen Stoß. Mißsam seinem Gepäck fiel er lang auf den Boden, und zugleich war ihm so, als ob die ganze Kabine sich von unterst zu oberst umkehrte; was bis dahin Fußboden gewesen — schien es — sollte nun Decke werden, sowie umgekehrt. Dabei sprang die Türe auf, und wie aus einer Kanone geschossen, fiel zu alledem noch irgendwas auf ihn drauf, war das nun ein Tier, ein Mensch, ein Möbelstück oder gar der Dampfschornstein — wer konnte das in dem Wirwar unterscheiden? Aber es wimmerte und heulte, schluchzte und schrie. Also war's doch ein Mensch. Ganz wirr schaute Vinzenz Stebeli sich um, und mit aller Gewalt wollte er sich losmachen von dem Menschen, der ihn fest umklammert hielt.

Zum Glück war wenigstens die Kabine während dem wieder ins Lot gekommen; die Decke war wieder oben, und der Fußboden wieder unten; aber alles bog und schob sich noch, das ganze Schiff zitterte und bebte, als ob es einen fürchterlichen Anfall von Fieber hätte . . .

„Wir verkaufen, Jesus Maria, wir verkaufen,“ schrie der Mensch — die Marinka war es — „Landsmann, rette mich!“ Und damit umklammerte sie nur noch fester den unglücklichen Vinzenz, daß der kein Glied zu rühren vermochte. —

Das war der gepriesene und durch einen solennen Ball bereits gefeierte „Rekord“ gewesen. Bis dicht ans Ufer war alles so glatt gegangen wie niemals. Da mußte dieser verheufelte Nebel einsetzen, den man hätte können in Stücke schneiden wie einen Kuchen, und da war's natürlich vorbei mit jedem „Rekord“. Den ganzen Morgen schon lag das Schiff dicht vor dem Ufer im Nebelsack; der Kapitän wußte nicht, wo er war, seine ganze Sorge war, daß er nicht aufs Ufer selbst rannte, und da gerade mußte das andere Schiff daher gerannt kommen! Um ein Haar wäre es der „Kolumbia“ mitten in den Leib gefahren. Erst im letzten Augenblick hörte man es kommen — von Sehen war nicht die Rede! — und so konnte der Kapitän sein Schiff noch herumwerfen. Nur ein ganz klein wenig angeschrammt war es.

Merkwürdigerweise war auch der Nebel weggegangen, und nun vollzog sich doch noch alles so, wie es sich die Reisenden vorher gedacht: im schönsten Morgensonnenschein fuhren sie der Küste zu, der Küste der neuen Welt, die sie alle lachend begrüßte.

Die Marinka, als sie gesehen, daß es noch nicht so weit war mit dem Ertrinken, hatte ihren „Landsmann“ inzwischen wieder freigegeben. Ganz verschämt hatte sie sich von ihm losgemacht. Sie brachte ihre Kleidung in Ordnung, und vor dem kleinen Spiegel der Kabine setzte sie sich ihren Hut wieder zurecht, — einen ganz billigen, aber modernen Strohhut. Wie sah sie so sonderbar darin aus! Auch ein städtisches Strahlenkleid trug sie jetzt; offenbar wollte sie von vornherein damit Eindruck bei den Amerikanern machen.

Vinzenz aber begriff sich selber nicht, daß er mit diesem Mädchen am Abend vorher lustig und vertraut gewesen sein sollte. Die Polackin in dem kurzen, ro. wollenen Rock, den langen Lackstiefeln, dem bunten Kopftuch, — das war eine ganz andere Person gewesen. Ungerührt sah er diese da gehen; und als sie in der engen Kabinentür noch einmal stehenblieb und sich umwandte, ihm große, zärtliche Augen machte und auch noch halbverschämt eine Fußhand zuwarf, selbst da nickte er ihr nur kurz zu und winkte ihr leicht mit der Hand. —

Bei dem strahlend schönen Wetter war das Ausflüssen nun ein Vergnügen für die Reisenden. Nur die Herren Zollbeamten waren um nichts anders gesaunt wie sonst. Mit mürrischen Gesichtern untersuchten sie jedes kleinste Gepäckstück. Wehe, wehe, wenn sie etwas fanden, was nicht vorher angegeben

war! Es ist ja freilich auch bekannt, daß selbst die reichsten Leute sich nicht scheuen zu schmuggeln. Drüben in Europa geben sie leicht hin Tausende aus, und daheim tun ihnen erliche lumpige Dollars wehe, die sie an Zoll zahlen sollen. Geutlemen wollen sie sein, und dabei schämen sie sich nicht, den Staat darum zu betrügen, was einmal sein ist. Also heißt es aufgepaßt, ihnen scharf auf die Finger gesehen! —

Bei den „Zwischendeckern“ ist das um so weniger nötig. Die armen Schlucker! Weiß Gott, sie haben nichts zu schmuggeln. Stimmt nur alles übrige bei ihnen — können sie sich ordnungsgemäß ausweisen, sind sie geimpft und haben sie das vorgezeichnete Geld bei sich, — dann nur hinein ins Land! Das Land kann alle die Arbeiter gut gebrauchen; es ist überall noch viel Platz im Lande.

Vinzenz Stebels wunderte sich, wie glatt alles für ihn abging. Er machte von vornherein durch seine ganze Person einen so vortheilhaften Eindruck auf die Beamten, daß sie ihn nicht erst lang behelligten. „Ein Gentleman“, hieß es, fuhr er auch im Zwischendeck. Man verlangte nicht einmal, daß er sein Geld zeigte; sie glaubten ihm auch ohnedem. Und als er sein Gepäck vorwies, da tat der Zollbeamte nur einige leichte Griffe hinein und machte rasch ein Zeichen darauf; damit war alles vorüber. Das letzte Gitter, das ihn bis dahin von der neuen Welt noch getrennt hatte, tat sich vor ihm auf. Nun stand er als freier Mann auf dem Boden der neuen Welt . .

Man hatte ihm ein Gasthaus angegeben, das unweit des Hafens liegen sollte; das werde von Deutschen gehalten; da sei er gut aufgehoben. Seine lederne Handtasche in der einen Hand tragend, den Koffer des Amerikaners in der anderen, so machte er sich nach dem Gasthause hin auf den Weg. Noch keine hundert Schritte hatte er getan, da hielt plötzlich ein Kraftwagen, der ihm langsam entgegengekommen war, unmittelbar vor ihm still.

„Mister Stebels!“ rief es aus dem Wagen heraus. Der Amerikaner war's, sein Gönner, der »Hundertdollarman«. „Geben Sie mir meinen Koffer!“

Hat der es aber eilig mit seinem armseligen Koffer, so dachte sich Vinzenz da. Inzwischen war nämlich, was die Geschichte mit diesem Koffer betrifft, sein Gedächtnis wieder völlig in Ordnung gekommen. Wie hatte er das auch nur so vergessen können! Es war alles ganz einfach und natürlich gewesen. Das bißchen Selt nur hatte ihn so vollständig verwirrt gemacht und auf die albernsten Gedanken gebracht, — bis zu einer zerstückelten Leiche sogar! Wie kann man sich nur so dummes Zeug ausdenken! —

Der Amerikaner hatte etwas reichlich viel an Handgepäck gehabt, hatte darüber geklagt, und da hatte er, Vinzenz sich freiwillig erboten, wenigstens einen der Handkoffer an Land zu bringen, sozusagen als Gegendienst für das, was der Amerikaner seinerseits Gutes an ihm getan. Sie waren zusammen in die Kabine des Amerikaners hinuntergegangen, dieser hatte ihm einen seiner Koffer übergeben, ihm auch

den Schlüssel dazu ausgehändigt, weil der Koffer ja doch vor den Zollbeamten geöffnet werden mußte — es war freilich nur etwas Wäsche, Unterzeug und dergleichen darin, — den Schlüssel hatte Vinzenz dann auch richtig bei sich gefunden, — kurz, es war wirklich alles in der schönsten Ordnung gewesen . .

Gern reichte er also jetzt den Koffer in den Wagen hinein, und gleich griffen ein paar Hände eifrig danach. Das waren aber keine Männerhände, nicht die seines Gönners, sondern ein paar fleischige, runde Damenhände! Ueberrascht sah Vinzenz hin. Ja, eine Dame war's, eine Dame mit rundem, vollem Gesicht, nicht gerade vornehm aussehend, offenbar die Frau Gemahlin. Sie sagte dabei weiter nichts, sondern nickte nur gnädig mit dem Doppelkinn. Schon fuhr der Wagen wieder an, da hörte Vinzenz noch jemand sagen: „Tausend Dank!“

Tausend Dank? Alle Wetter, was kam ihm die Stimme so bekannt vor! Und hatte er nicht auch genau die beiden selben Worte mit der nämlichen süßen Stimme schon einmal vernommen? — Er beugte sich rasch vor und tat noch geschwind einen Blick in den wegfahrenden Wagen. Nichtig, sie war's. Da sah sie in all ihrer Schönheit — die „Dollarprinzessin“, und lachte ihn schelmisch an, indem sie zu gleicher Zeit mit besonderer Betonung, beinahe zärtlich die eine Hand auf die große braune Schachtel legte, die sie unmittelbar vor sich auf dem Schoße hielt. Sie hatte ihn also doch nicht vergessen, ihn nicht und die gerettete Schachtel nicht. O du liebes, süßes, gutes Wesen . . .

Er hob die Hand auf, um ihr wenigstens noch zuzuwinken, aber der Wagen hatte inzwischen eine scharfe Wendung gemacht, und im Umsehen war er fort, um mit rasender Geschwindigkeit unterzutauchen im Gewühle der gewaltigen Stadt . . .

Wäre das alles nun, wie es da steht, kein wirkliches Erlebnis, sondern nur eine von den Geschichten, wie man sie sich halt so ausdenkt, dann käme jetzt bestimmt folgender Schluß:

Der junge Vinzenz Stebels, war er gleich arm und ohne alle Verbindung, brachte es dank seiner Ausdauer und seinem Fleiße sehr bald zum reichen Manne; zufällig traf er auch die Millionärstochter in einer Gesellschaft, hielt um ihre Hand an und heiratete sie. Jene braune Huttschachtel aber wird von ihnen noch heute hoch in Ehren gehalten, war sie doch die Stifterin ihres Glücks . . .

In der Wirklichkeit endeten die Dinge aber anders. Vinzenz Stebels wollte es nämlich drüben durchaus nicht zum Millionär bringen. Eine gute Stellung zwar hatte er bald weg; dazu verstand er sich auf sein Handwerk doch zu gut; aber das war auch alles. Im übrigen behagte ihm die ganze Art, in der drüben die Geschäfte betrieben werden, in keiner Weise. Die Leute waren ihm durch die Bank zu rücksichtslos; ihre ganze Art, rechts wie links alles zur Seite zu stoßen, was ihnen im Wege war, behagte ihm gar nicht; sie widerte ihn immer mehr

und mehr an. Das war so gar nicht seine Sache; er faßte das Leben anders auf. Leben und leben lassen, — das war sein Grundsatz.

Was aber die „Dollarprinzess“ betrifft, so kam ihm auch da kein Zufall zu Hilfe. Vergeblich sah er sich in dem Menschengewühle nach ihr um; er hat



Er tat noch geschwind einen Blick in den wegfahrenden Wagen.

sie nicht wieder finden können, wußte er doch nicht einmal den Namen seines Gönners. Hätte er diesen gekannt, so hätte er wohl Grund genug gehabt, um ihn zu besuchen, schuldete er ihm doch noch den Hundertdollarschein, und ebenso hatte er ihm noch den Schlüssel zu dem Koffer abzuliefern, was er bei dem überräthigen Auseinandergehen richtig veräußert hatte. Was nützte dem Mann jetzt der Koffer? Deffnen konnte er ihn doch nicht. Nun, er legte wohl auch keinen Wert auf den armseligen Inhalt, das bißchen Wäsche, die alten Kleider . . .

Nach Jahr und Tag hatte Vinzenz Stebeli vollauf genug von Amerika. Er ging wieder heim; zwar nicht gerade genau in die alte Heimat — nein! Denn daß seine Emilie inzwischen doch den Bierbrauer geheiratet, das konnte er nicht verwinden. In seine alte Stelle wollte er also nicht zurück, ob sie ihn in der Fabrik auch sofort wieder genommen hätten. Aber Deutschland ist ja groß, hat viele Fabriken, und überall ist Deutschland auch schön, ja viel schöner als ganz Amerika . . . es wird sich für ihn schon irgendwo etwas finden, für ihn, den weitgereisten, vielerfahrenen Mann. —

Als er an Bord seines Schiffes ging — zufällig war es wieder die „Kolumbia“ —, war ihm gar wunderbar zumute; mußte er doch zurückdenken an die Zeit, wo er als armer „Zwischendecker“ auf demselben Schiffe gefahren war. Voller Teilnahme schaute er jetzt auf diese Leute, unter denen er einst-

mals sich selbst befunden. Ganz wie ein Millionär fuhr er zwar auch heute nicht; aber er saß doch wenigstens mit Behagen in der zweiten Klasse. Dazu hatte er es jetzt reichlich. —

Sie waren am zeitigen Vormittag abgefahren. Als er zum ersten Male an der Mittagstafel erschien, war der Platz rechts neben ihm zunächst noch leer. Etwas verspätet erschien eine Dame . . . eine junge Dame . . . er wagte nicht recht, sie voll und genau anzusehen, als sie sich neben ihn setzte . . . aber täuschte er sich nicht, so war es . . . aber nein! Es konnte ja nicht sein! Eine „Dollarprinzess“ fährt doch nicht in der zweiten Klasse! Es war also offenbar nur eine allerdings höchst merkwürdige Ähnlichkeit.

Als er ihr aber zur Suppe den Korb mit den Weißbrötchen reichte, da sagte sie unter bezauberndem Lächeln mit der süßesten aller Stimmen: „Tausend Dank!“ —

Jetzt wußte er, woran er war. Der Klang der beiden Worte hatten sich ihm unvergeßlich eingeprägt.

Sie war es wirklich; sie gab sich ihm selbst als bald zu erkennen. Gleich fragte er auch nach Vater und Mutter.

„Vater und Mutter?“ gab sie nicht wenig erstaunt zurück. „Ja, woher kennen Sie diese denn? Einen Vater habe ich übrigens gar nicht mehr.“

Nun war das Erstaunen auf seiner Seite. „So waren,“ fragte er, „die beiden, mit denen Sie damals fuhren, nicht . . .“

Laut lachte sie auf und erwiderte: „Nein, wahrhaftig nicht; das waren ja Mister Fax und Missis Fax . . .“

„Der bekannte Schweineschlächter?“

„Ja.“

„Und Sie, gnädiges Fräulein?“

„Ich war Gesellschafterin bei Missis Fax. Ich bin gar keine Amerikanerin.“

„Keine Amerikanerin?! . . .“

„Eine Deutsche bin ich,“ lachte sie weiter. „Aus Regensburg.“ —

Im Grunde genommen war der brave Vinzenz doch ein wenig ärgerlich über die Enttäuschung. Schon hatte er sich mit dem Gedanken geschmeichelt, nun schließlich doch noch die „Dollarprinzess“ zu gewinnen, und da stellte sich das heraus! — Er brauchte eine ganze Weile, um sich mit der Tatsache abzufinden, aber so rasch auch heutzutage solch eine Fahrt von Amerika herüber von Statten geht, sie ist immerhin noch gerade lang genug, daß ein junger lebensfroher Mensch über solche Enttäuschung hinwegkommt. Und lang genug ist sie auch, daß ihrer zwei, die eine so schöne Dampferfahrt nebeneinander machen, mit sich einig darüber werden, nun auch die ganze weitere Lebensfahrt, zu Wasser wie zu Lande, in trauter Gemeinschaft zu unternehmen.

Hier war es ja außerdem eine alte Bekanntschaft, die beide nur erneuerten, und im übrigen gehört es sich auch einmal so, daß man den heiratet, der einem den Hülfskoffer vor dem schmählischen Untergange im Ozean rettet.

Gelegentlich sagte er ihr das, halb im Ernst, halb im Spas, und nichts lag ihr ferner, als etwa diese Heldentat zu verkleinern.

„Aber,“ so meinte sie, „viel wichtiger war doch der Dienst, der Mister Far erwiesen wurde.“

„Mister Far?“ fragte er erstaunt zurück.

„Nun ja doch,“ erwiderte sie. „Die Geschichte mit dem Koffer.“

„Ach so! Der alte Koffer! Nun, an dem war doch wahrhaftig weiter nichts dran.“

„Who!“

„Viel kann doch wirklich nicht an dem alten Koffer gemein sein; sonst hätte er doch sicher auch den Schlüssel dazu von mir verlangt,“ meinte er.

„Ja, ja,“ sagte sie, „in der Eile und Hast und in der unbändigen Freude, daß sie den Koffer wirklich glücklich wieder hatte — sie hat die Geschichte durchaus nicht so haben wollen — hat die Missis ganz vergessen, auch noch den Schlüssel zu verlangen; sie hat den Koffer dann aufbrechen lassen.“

„Wie? Die Missis? War er denn ihr? Der Frau?“

„Wem denn sonst?“

„Nun, ihm, dem Mister Far. Es war doch nur Männerwäsche darin, Männerkleider.“

Sie lachte laut auf. „Ja, ja,“ sagte sie. „Aber einen doppelten Boden hatte der Koffer. Es war nämlich eigentlich — der Juwelenkoffer der Missis Far.“

„Der . . . Juwelenkoffer?“

„Ja, was ich sage. Der Juwelenkoffer Nummer zwei nämlich. Was sie für gewöhnlich von Juwelen so an sich trug, das tat sie in einen andern Koffer; den zeigte sie vor, und davon brauchte sie natürlich auch nichts zu verzollen . . .“

Jetzt begann unjerem Vinzenz ein Licht aufzugehen . . .

„Aber alles, was sie in Europa neu zugekauft hatte, das kam in diesen kleinen ganz unscheinbaren Koffer hinein . . .“

„Eben in den . . . in meinen Koffer?“

„Ja! Und den mußte dann Mister Far — die Zollbeamten sind heutzutage so unglaublich mißtrauisch — in ganz andere Hände zu spielen; hahaha!“

„In meine Hände!“

„Ja, Hände, die davon keine blasse Ahnung hatten! Das machte die Sache so sicher. Getrost konnte er's wagen. Das war gerissen! Was?“

„Das war schon mehr als gerissen . . .“

„Und,“ fuhr sie wichtig fort, „es stand keine Kleinigkeit auf dem Spiel. Rund achttausend Dollar Zoll hätten sie eigentlich zahlen müssen.“

„Alle Wetter!“

„Ja, das eine neue Diadem hat allein fünfundsechzigtausend Franken in London gekostet.“

„Das ist ja ein gutes Geschäft, das muß ich sagen. Mich findet der Mann ab mit hundert Dollar und erspart achttausend Dollar! Nun, die hundert Dollar bekommt er sicher wieder, dieses Sündengeld! Pui Teufel! Solche Betrüger! So reiche Leute und betrogen den Staat aus purem Geiz!“

„Geiz? Nein! Das ist es nicht,“ erwiderte sie da munter.

„Was denn sonst?“ fragte er verwundert.

„Das will ich dir sagen: Es ist eine Art Sport bei ihnen. Sie wollen schlauer sein als alle Zollbeamten. Einer von den Dollarkönigen will immer gerissener sein als der andere. Im Klub erzählen sie sich's dann, prahlen damit . . .“

„Ha, wie widerwärtig,“ machte er voller Entüstung.

Beänstigend legte sie ihm die Hand auf die Schulter, und mit großen Augen sah sie ihn an, indem sie sagte: „Ein Gutes war doch dabei.“



Beänstigend legte sie ihm die Hand auf die Schulter.

„Ja, siehst du, Schab! Und wem verdanken wir's?“

„Dem geheimnisvollen Koffer!“ — —

Die Quecksilbersophie.

Die Müllerin in Wimmigen hatte sieben Kinder gehabt, und alle waren ihr gestorben, mit Ausnahme der Sophie. Und gerade diese konnte sie am wenigsten leiden; denn sie war, nach der Mutter Ausdrucksweise, ein Hammel. Eine unterlegte Figur mit schwarzem Haar und noch schwärzeren Augen, tanzte und hopte sie den ganzen Tag im Hof oder im Haus herum und hatte keinen ernstern Gedanken. Sie rollte und kugelte wie Quecksilber und hatte nirgends Ruhe. Alles, was sie sah, wollte sie machen; nebenbei aber war sie eine gemütliche Haut, die keinem Wurm ein Leids zufügen konnte.

Mit mir, ihrem Schulkameraden, war sie immer sehr gut gewesen; ich liebte sie wie ein Bruder, und wenn ich nach Wimmigen kam, galt mein erster Gang gewöhnlich ihr. Als ich zum erstenmal von Wimmigen abreiste, hatte sie einen Speereiladen und war ganz Feuer und Flamme für dieses Geschäft. Als ich wieder kam, begrüßte sie mich in Gesellschaft von sechs hübschen, jungen Mädchen in einem Weißwarengeschäft, das sie soeben angefangen

„Wieso? Ich verstehe nicht . . .“

Glücklich lachend erwiderte sie ihm: „Eben darum, weil sie immer davon sprachen, immer darüber lachten, konnte auch ich den Koffermann so gar nicht vergessen . . .“

„Und so ist er jetzt glücklich dein geworden!“

hatte, und konnte mir nicht genug die Rentabilität desselben verkünden, so daß ich mich freute und dachte, jetzt werde sie einmal dabei bleiben. Aber ich täuschte mich. Zwei Jahre später kaufte sie vier Strickmaschinen für je 300 Mark und betrieb nun dieses Geschäft. „Siehst du, Felix,“ sagte sie zu mir, „das ist jetzt ein Geschäft für mich. Da brauche ich nicht den ganzen Tag dabei zu sein. Ich kann meine Spaziergänge machen, meine Mädchen stricken, weil sie's vom Stück haben, gleichviel, ob ich da bin oder nicht. Die fertigen Waren schicke ich in die Läden und bekomme mein Geld, da geht alles fabrikmäßig.“ — „Aber wie lang?“ fragte ich lächelnd.

„Wie lang!“ sagte Sophie, „darfst Gist darauf nehmen, daß ich das Geschäft nicht mehr aufgebe. Da müßte ich Stroh im Kopfe haben. Denn mehr als mit diesen Strickmaschinen kann man überhaupt nicht verdienen.“ So versicherte sie, aber dennoch — als ich nach Jahresfrist wieder kam, hatte sie die Strickmaschinen mit fünfhundert Mark Schaden verkauft, und zwar, wie sie sagte, weil sie mit ihren Strickmädchen zu viel Verdruß gehabt habe. Jetzt betriebe sie eine Strohhutwascherei.

Auf diese Weise trieb sie es im Kleinen, bis ihre Eltern starben. Nun aber war sie allein Herr in der Mühle, und sie setzte sich aufs hohe Ross der Spekulation. Sie ließ das Mahlwerk herausreißen und wandelte die Mühle in eine moderne Restauration um. Sie ließ einen Garten anlegen und Springbrunnen herstellen. Sie kaufte Turngeräte und ließ Schiffchen bauen, mit denen man im vertiesten Mühlteiche sich vergnügen konnte. Kurz, es war für alles gesorgt, und jeder Luxusbarkeit Spielraum geboten. Aber dennoch wollten die Gäste nicht kommen. Die Restauration zum „Mühlteich“, wie Sophie ihr neues Geschäft getauft hatte, war eine Zwitwertschaft, für die Bauern zu nobel und für die Städter zu weit entfernt, und so kam es denn, daß an Wochentagen sie, die Sophie, und ihre Dienstmädchen die einzigen Gäste waren. An Sonntagen aber, an denen es drei bis vier Stunden etwas ging, mußte sie vier Personen zum Servieren anstellen, jeder derselben zwei Mark und gut zu essen und zu trinken geben, und so war also auch an den besten Tagen ihr Profit gleich Null.

Als die Sophie sah, daß sie ihr Geschäft nicht in Gang bringen könne, wollte sie es verkaufen, allein der schlechte Besuch schreckte jeden ab, und so mußte sie wohl oder übel selbst darauf bleiben. Hätte sie Geduld gehabt, vielleicht wäre mit der Zeit doch noch etwas Rechtes daraus geworden; denn eine Mühle wird eben nicht über Nacht eine gangbare Wirtschaft, nur Zeit, Geld, Geduld und eine reelle Bedienung können sie dazu machen. An der Geduld aber hatte die Sophie nie Überfluß gehabt, und das Geld war bald rar bei ihr, die Gläubiger bedrängten sie von allen Seiten.

„Das ist mir jetzt doch zu dumm!“ sagte die Sophie und ließ die Springbrunnen zustopfen, den Teich auslaufen und die Wirtschaft in ein landwirt-

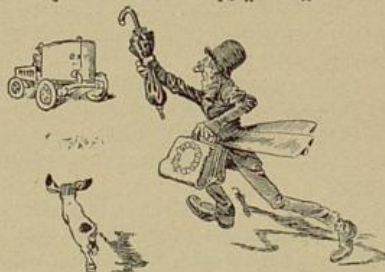
schaftliches Etablissement umwandeln. Ihren Gläubigern aber kam auch das zu dumm vor. Sie drängten auf Bezahlung, und als die Sophie ihren Verpflichtungen nicht nachkommen konnte, kam der Gerichtsvollzieher, und der guten Sophie wurde alles verkauft.

Durch die Bemühung des Gerichtsvollziehers blieben ihr nach Abzug der Schulden noch einige hundert Mark und sehr schöne Kompetenzstücke. Sie hätte also immer wieder zu einem geordneten Leben den Anfang gehabt. Aber nein, die Sophie dampfte nach Amerika, um, wie sie sagte, der Schande zu entgehen. Es ging aber nicht lange, so kam sie von dort ganz verwahrlost und mittellos zurück und mußte sich nun noch mehr schämen. Ein älterer, sehr bemittelter Herr hatte Mitleid mit ihr und nahm sie als Haushälterin, und da muß sie jetzt, wenn sie Brot haben will, bleiben.

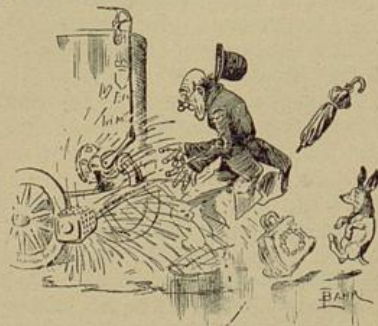
Die gute Sophie! Sie war nie, keine Minute müßig gewesen, hatte gearbeitet von früh bis spät, und den Vorwurf der Faulheit konnte ihr der Feind nicht machen. Sie hatte auch nicht übertrieben gelebt, sie war mäßig im Essen und Trinken, und die Kleidung entsprach nur ihrem Stand. Und doch — in ein paar Jahren das schöne, von den Eltern so teuer erworbene Vermögen durchgebracht.

So geht es, wenn man zuviel anfängt. Aller Anfang ist schwer, jeder neue Beruf kostet Lehrgeld, und je mehr man also anfängt, um so eher ist man mit seinem Geld zu Ende.

Das verkannte Sprengauto.



Kurzsichtiger: „Heda, Auto! halten! ich muß schnell zum Bahnhof!“



Brrrr!

Weltflüchtig.

Von A. Theinert.



I.

„John Brown?“ brummte Squire Gaverick, die ihm von einem Diener überreichte Karte betrachtend.

„John Brown? — Wer zum Kukud mag das sein und was will er?“

„Der Herr hat mir gesagt, er logiere im Strandhotel,“ antwortete der Diener. „Er wünscht Sie zu sprechen und bittet um ein paar Minuten Gehör.“

Sir Alfred Gaverick, ein in der englischen Grafschaft Cornwall begüterter älterer Landadelmann, saß am Schreibtisch des Bibliothekszimmers, wohin er sich nach dem mit Frau und Töchtern eingenommenen Lunch zurückgezogen hatte zur Ausarbeitung einer am nächsten Tage in Bodmin zu haltenden Wahlrede. Die Störung kam ihm ungelegen, und sein erster Gedanke war, den ihm fremden Besucher nicht zu empfangen, schließlich gab er aber doch Weisung, ihn vorzulassen.

Der Eintretende, ein hochgewachsener, schlanker Mann, mit einem Anflug von Melancholie in den scharfgeschnittenen Zügen, mochte gegen vierzig Jahre alt sein, aber Haupt- und Barthaar durchzogen schon vereinzelte Silberfäden. Sein Anzug war vom besten Material und modern gearbeitet, eine gewisse Nachlässigkeit bekundete indes, daß der Träger auf solche Neußerlichkeiten keinen besondern Wert legte.

„Entschuldigen Sie die Störung,“ begann der Fremde. „Ihr Diener hat mir gesagt, Sie seien beschäftigt, aber ich habe es doch gewagt, mich anmelden zu lassen. Lange werde ich Ihre Zeit nicht in Anspruch nehmen.“

„D, das hat nichts zu bedeuten,“ erwiderte der Squire verbindlich. „Bitte nehmen Sie Platz. — Sie wohnen im Strandhotel? — Langweilig dort gerade jetzt; wie? — Keine Gesellschaft. Im August und September ist's anders; das Haus füllt sich dann von unten bis oben. — Die Nordküste von Cornwall ist in jüngster Zeit gewissermaßen erst entdeckt worden. — Daß der im Spätsommer die Gegend überflutende Touristenstrom mir persönlich willkommen wäre, kann ich nicht behaupten, aber die Leute bringen Geld ins Land, und das kommt der großen Masse der Bevölkerung zugute.“

„Für mich,“ erklärte Mister Brown, „ist die gegenwärtige Stille im Hotel eine Wohltat; ich bin kein Freund lebhaften Verkehrs, ich suche die Einsamkeit, und das ist's, was mich zu Ihnen bringt, Sir Gaverick. — Wie ich vernommen habe, sind Sie der Besitzer des kleinen, etwa vier Kilometer vor der Mündung von Penewth-Harbor gelegenen Eilandes.“

„Ah! — Sie meinen die Möweninsel. — Ja, die gehört allerdings zu meinem Grundbesitz, zu einem Buen-Retiro dürfte sie aber nicht geeignet sein. Das Eiland ist unbewohnt, ist immer unbewohnt gewesen; nur Seevögel und wilde Kaninchen erfreuen sich auf ihm eines von Menschen ungestörten Daseins.“

„Ein einfaches Häuschen dürfte sich dort wohl ohne erhebliche Schwierigkeiten aufrichten lassen,“ wandte Mister Brown ein. „Ich habe mir erlaubt, gestern in einem Boote hinüberzufahren und das Terrain zu rekonoszieren. Auf der Westseite sprudelt eine gute Trinkwasserquelle, das wichtigste und einzig unerläßliche Erfordernis für die Ausführbarkeit meines Projektes. — Ich möchte Ihnen nun den Vorschlag machen, mir die Insel zu verkaufen, und bin erbötig, dafür einen angemessenen Preis innerhalb eines Maximums von zweitausend Pfund Sterling zu zahlen.“

„Herrgott!“ rief der Grundherr aus, aufs höchste überrascht. „Der Felsen ist ja keine zweitausend Pennys wert. Auch glaube ich, daß er zum Majorat gehört, in welchem Falle ich ihn nicht veräußern dürfte. Wie ich schon bemerkt habe, eignet er sich wirklich nicht zu einer Niederlassung. Das Meer ist nicht immer so glatt wie in diesen prächtigen Frühlingstagen, in denen sich's bequem in einem Motorboot hin- und herfahren läßt. Ich kann Sie versichern, daß im Herbst und Winter ein Land dort drüben manchmal etliche Wochen nacheinander ganz unmöglich und die Möweninsel von jedem Verkehr mit der Außenwelt vollständig abgeschnitten ist.“

„Daran habe ich auch schon gedacht,“ entgegnete Mister Brown. „Ich muß natürlich Vorräte aufstapeln. Ein Motorboot wäre bequem, könnte aber bei schwerem Seegange nicht sicher an der Insel verankert werden. Dagegen habe ich auf der Nordseite eine winzige Bucht entdeckt mit ziemlich flach ansteigendem Strande. Dort könnte man ein Segelboot, unter Zuhilfenahme von Windvorrichtungen, aus dem Bereich der Brandung aufs Trockene ziehen. Ich werde mir also ein leichtes Segelboot anschaffen.“

Der Fremde war klar genug im Kopfe, er hatte die Sache reiflich überlegt, und die knappen Angaben, die er über die Motive seines Vorhabens machte, trugen den Stempel der Wahrheit: die Heimsuchungen dieser Welt, die Schicksalsschläge, von denen ja kein Sterblicher gänzlich verschont bleibt, so erklärte er, hätten ihn außergewöhnlich hart getroffen, ihm alles entzogen, woran sein Herz gehangen. Für ihn sei das Leben in der großen Welt absolut reizlos geworden; Ablenkung von seinen trüben Gedanken und Ausrichtung böte ihm nur ernstes, durch nichts gestörtes Studium. Dem obliegen zu können, suche er in England einen geeigneten Ort. Solche Orte gäbe es in dem dichtbevölkerten Lande nur wenige, und von diesen wenigen glaube er in der Möweninsel den für ihn passendsten gefunden zu haben.

„Von diesem Stück Ihres Grundbesitzes,“ schloß

er, „dürfte es Ihnen, Sir Gaverick, wohl nicht sehr schwer werden, sich zu trennen.“

„Nein, wirklich nicht!“ lachte der Squire. „Ich bin, so lange ich lebe, etwa ein halbes Dutzendmal da drüben gewesen und das rein zufällig. Der Felsen ist für mich so gut wie wertlos, und dafür auch nur annähernd eine Summe wie die von Ihnen angebotene zu akzeptieren, davon kann gar keine Rede sein. Ich werde mit meinem Sachwalter reden; in ein paar Tagen sollen Sie Bescheid haben. — Die Bauerei auf der Möweninsel dürfte übrigens ein hübsches Stück Geld kosten, das Sie später aufs Verlustkonto schreiben können. Niemand kauft Ihnen das Haus ab, wenn Sie wieder fort wollen. Lange werden Sie ja nicht bleiben, darauf möchte ich eine Wette halten.“

„Die Wette würden Sie verlieren. — Doch jetzt will ich Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen. Ich werde mir erlauben wieder vorzusprechen; wenn's Ihnen recht ist, in drei Tagen, also am nächsten Freitag.“

Er wollte sich empfehlen, der Hausherr hielt ihn zurück: „Lady Margaret, meine Frau, und unsere Töchter würden sich freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen. Bitte, bleiben Sie und seien Sie unser Gast an der Abendtafel.“

Verbündlich dankend, aber entschieden lehnte Mister Brown die freundliche Einladung ab: „Gesellschaftlichem Verkehr in jeder Form habe ich abgeschworen, ich darf nicht inkonsequent werden. Bitte, entschuldigen Sie mich bei Ihren Damen und leben Sie wohl, Sir Gaverick.“

Damit ging er.

Beim Abendessen erzählte der Squire seiner Familie von dem absonderlichen Kauze, der sich's in den Kopf gesetzt habe, auf der Möweninsel den Robinson zu spielen.

„Glaubst du, daß es ihm wirklich ernst damit ist?“ fragte Lady Margaret.

„Und ob! Bitterer Ernst!“ erklärte der Gatte.

Die Dame schüttelte den Kopf.

„Ich traue der Geschichte nur halb,“ sagte sie. „Wer weiß, was da dahinter steckt. Den Verlust einer Frau bis ans eigene Lebensende in der Einsamkeit betrauern zu wollen, das kommt mir doch etwas zu romantisch vor.“

„Von dem Tode einer geliebten Frau hat er ja gar nicht gesprochen. Ich habe keine Ahnung, ob er Witwer ist oder Junggeselle.“

„Daß er auch deine Einladung nicht angenommen hat! — Schade! — Ich hätte ihm schärfer auf den Zahn gefühlt als du. — Dazu wird's nun in den paar Tagen, die wir noch hier sind, keine Gelegenheit mehr geben, aber wenn wir im August von London zurückkommen, dann soll er mir Farbe bekennen.“

Die Möweninsel gehörte, wie sich herausstellte, zum Majoratslande der Gavericks, durfte also vom Squire nicht verkauft werden. Das wurde dem Mister Brown, als er Bescheid zu holen kam, er-

öffnet, ihm aber anheimgestellt, die Insel auf unbestimmte Zeit hin gegen einen sehr mäßigen Zins zu pachten. Mit Dank nahm er diesen Vorschlag an.

„Ich werde mich schon einrichten,“ versicherte er, den nochmals geäußerten Bedenken Sir Gavericks gegenüber. „Begleiten wird mich nur Lukas, mein Faktotum; auf den kann ich mich in jeder Beziehung verlassen, er ist nicht nur ein guter Kammerdiener und Koch, er versteht's auch, die Arbeiten eines Zimmermädchens zu verrichten. Plagt ihn mal die Langeweile, dann kann er nach Penewith segeln und dort Zerstreuung suchen; einen halben Tag, oder so helfe ich mir schon selber.“

„Na, wie Sie wollen,“ entgegnete der Squire. „Jedenfalls können Sie später nie behaupten, ich hätte es an Warnungen fehlen lassen. — Uebermorgen stiele ich mit meiner Familie, wie alljährlich zur Saison, nach London über bis Ende August. Wenn wir wieder zurückgekehrt sind, werden Sie, hoffe ich, von Ihren einsiedlerischen Ideen ein wenig abgekommen sein.“

Ueber Mister Browns Gesicht huschte ein trübes Lächeln.

„Herzlichen Dank für Ihr freundliches Entgegenkommen, Sir Gaverick, aber mich werden Sie wirklich aufgeben müssen. Ich passe nicht in Kreise, in denen Frohsinn und Heiterkeit herrschen, ich würde da nur ein Spielverderber abgeben.“

Der Squire wußte nichts weiter zu sagen, er schüttelte stumm die ihm gereichte Hand, und die beiden Herren schieden.

Sechs Wochen später bezog Mister Brown das auf der einsamen Insel errichtete Holzhäuschen. In London bestellt, war es, in Teile zerlegt, an den Bestimmungsort befördert und dort zusammengesetzt worden. Ein Chalet im Schweizerstil mit steinbeschwertem Schindeldach, auf drei Seiten durch Felswände gegen Sturmwinde geschützt, auf der vierten Seite mit freier Aussicht nach Süden.

II.

Zu den Gästen, mit denen im September Gaverick-Manor sich füllte, gehörte auch der jüngere Sohn einer alten Yorkshire-Familie, Arthur Pritchard, Leutnant in einem Linieninfanterieregiment. Der war mit den Gavericks in London bekannt geworden und einer Einladung des Squires, ihn auf seinem Landgute zu besuchen, gefolgt. Verlobt mit Miß Ellen Howard, der Tochter einer in der Nachbarschaft seines elterlichen Wohnsitzes lebenden Witwe, stand er vor dem durch eine kürzlich dem Mädchen zugefallene Erbschaft nahegerückten Hochzeitstermin. Ohne diese Erbschaft hätten die sonst vermögenslosen Verlobten sich auf einen langen Brautstand gefaßt machen müssen.

Der Squire betrachtete den jungen Mann, der sich im Hause als unterhaltender Gesellschafter und auf der Jagd als trefflicherer Schütze erwies, mit väterlichem Wohlgefallen. Das wäre ein Schwiegersohn nach seinem Sinne gewesen, dem hätte er gerne eine seiner Töchter gegeben und eine reiche Mitgift dazu. Schade, sehr schade, daß daraus nichts werden konnte!

„Wissen Sie was, lieber Britchard,“ sagte der alte Herr an einem Samstagabend, „wir beide wollen morgen, wenn Wind und Wetter halten, nach der Möweninsel übersegeln und schauen, was der Einsiedler treibt, von dem ich Ihnen erzählt habe. Es wäre eigentlich seine gesellschaftliche Pflicht gewesen, uns mal eine Visite zu machen; meine Frau hat ihn täglich erwartet, aber der Querkopf kommt nicht.“

Das Wetter blieb schön, nach halbstündiger Segelfahrt landeten Sir Gaverick und Artur Britchard in der kleinen Bucht der Möweninsel. Sie zogen das leichte Boot auf den Strand und machten sich auf den Weg nach dem ein paar hundert Schritte von der Landungsstelle entfernten Häuschen.

„Bin nur neugierig, was für ein Empfang uns zuteil werden wird,“ bemerkte der Squire. „Dieser Mister Brown hat bei all seiner Verschrobenheit auf mich keinen üblen Eindruck gemacht, er soll aber auch verdammt eklig werden können. Das hat der gestrige Herr Pfarrer von Penewth erfahren, der jüngst hier herübergefahren ist, den zu seinem Sprengel gehörenden Zululanern ins Gewissen zu reden, ihnen Vorhaltungen zu machen wegen Vernachlässigung der religiösen Pflichten. — Weber Herr noch Diener haben sich nämlich je seit ihrem Hiersein in der Kirche blicken lassen. — Mister Brown hat den übereifrigen Seelenhirten scharf abgewiesen, ihm erklärt, er brauche seine Salbadereien nicht, und dringend gebeten, ihn mit ferneren Besuchen zu verschonen.“

„Na, wir kommen ja nicht als aufdringliche Mahner,“ lachte Britchard, „uns wird er wohl nicht fortjagen.“

Als sie, um einen großen Steinblock biegend, die Front des Hauses vor sich hatten, sahen sie den Kopf eines lesend am Fenster sitzenden Mannes, in der Sir Gaverick mit Bestimmtheit seinen Pächter erkannte; in der nächsten Sekunde aber war der Kopf verschwunden.

Das Klopfen an der geschlossenen Türe hatte eine Weile keinen Erfolg, drinnen blieb alles still, schließlich aber öffnete der Diener Lukas und gab, noch ehe er befragt werden konnte, den Bescheid: „Der Herr ist nicht zu Hause!“

„Aber ich habe ihn doch eben noch am Fenster gesehen!“ protestierte der Squire.

„Mister Brown ist nicht zu Hause!“ wiederholte der Diener mit unerschütterlicher Ruhe.

„Hm, hm! — Ich habe keine Karte bei mir, aber Sie wissen ja, wer ich bin. Welchen Sie Ihrem Herrn — hm, wenn er heimkommt, ich und ein Freund von mir hätten ihm einen Besuch machen wollen.“

Er wandte sich um und schritt mit seinem Begleiter dem Meere zu.

„Unerschämt!“ brummte er. „Nicht zu Hause! und ich habe ihn gesehen und dort liegt ja auch sein Boot auf dem Trocknen. Na, der hat jetzt Ruhe vor mir, für gut und immer, dem würde ich — aber was haben Sie, Britchard?“ unterbrach er sich. „Sie machen ja ein ganz verdußtes Gesicht.“

„Ich bin auch verdußt,“ erwiderte der junge Mann, geradezu erschrocken. — „Wissen Sie Näheres über den Pächter der Möweninsel? Sind Sie sicher, daß sein Name Brown ist?“

„Nein! Wie sollte ich? — Er hat sich mir als John Brown vorgestellt; Legitimationen und Referenzen habe ich nicht verlangt; ich hielt ihn und halte ihn noch für einen Gentleman, allerdings für einen halbverrückten.“

Artur Britchard murmelte etwas Unverständliches vor sich hin, dann wandte er sich seinem Begleiter zu: „Ich fürchte, er heißt nicht Brown, sondern Gilmore, Robert Gilmore. Ich kann mich irren, ich will gern hoffen, daß ich mich irre, aber wenn das Gesicht, das ich da eben flüchtig gesehen habe, nicht das Gesicht von Robert Gilmore ist, dann hat der einen



Als sie das Haus vor sich hatten, sahen sie am Fenster den Kopf eines Mannes.

Doppelgänger. Die Ähnlichkeit ist frappant. — Ich sollte wirklich noch mal umkehren und mich vergewissern. — Aber erst sollen Sie erfahren, was es für mich zu bedeuten hätte, wenn sich's um keinen Irrtum, um keine Verwechslung handelt.“

„Na, so schießen Sie los!“

Die beiden setzten sich auf einen moosüberwachsenen Steinblock und der jüngere fing an zu erzählen: „Sie wissen, daß ich mich Anfang November verheiraten will. — Das Mädchen, das meine Frau werden soll, ist vor sechs Jahren mit Robert Gilmore verlobt gewesen.“

„Und sie hat ihn laufen lassen,“ fiel der Squire ein. „Daß es sich bei unserem Einsiedler um eine schiefgegangene Liebesaffäre handelt, habe ich vermutet. — Aber warum deswegen Sie in Aufregung geraten, verstehe ich nicht.“

„Das will ich Ihnen erklären: Robert Gilmore ist mein bester Freund gewesen. Er lebte als Junggefell auf seinem Gute in der Nachbarschaft meiner Familie und hatte mich, den um zehn Jahre jüngeren schon als Knaben in sein Herz geschlossen. Ich schaute zu ihm auf, ich verehrte ihn, und in den Schulferien war ich mehr bei ihm als bei meinen Eltern. Im Reiten und Jagen, im Schießen und Fechten ist er mein Lehrmeister gewesen. Einen schneidigeren Sportsmann, einen besseren Kameraden habe ich nie gekannt. — Ich weiß nicht, wann die Liebe zu Ellen Howard in mir geboren wurde, wohl schon, als sie noch kurze Kleider trug, und noch kein Flaum auf meiner Lippe sproßte. Später schwärmte ich sie an, aber schüchtern und zaghaft. Erklären durfte ich mich nicht; wir waren ja beide arm; ich mußte erst auf feste Füße kommen. Ihr konnte mein Gemütszustand nicht verborgen bleiben, und ich glaubte, daß auch Robert ihn erkannte. — Da traf's mich denn wie ein Schlag aus heiterem Himmel, als der Freund mir schrieb, er habe sich mit Ellen Howard verlobt. Er war also doch blind gewesen, er ahnte nicht, daß er mir bitter weh getan. — Nahezu ein halbes Jahr hatte ich keinen Urlaub nehmen können, Ellen und Robert nicht gesehen, und in dieser Zeit war's geschehen. — Ellens Mutter war überglücklich; sie hatte schon lange im stillen diese Verbindung angestrebt. Gilmore war damals gut situiert, er konnte den beiden Frauen eine relativ glänzende Zukunft bieten. — Das Glück war nur von kurzer Dauer: etliche Wochen nach der Verlobung verlor der Freund durch einen Banckrach nahezu sein ganzes Vermögen. Ellens Mutter hätte jetzt gern die Verlobung gelöst, Ellen aber wollte davon nichts wissen, sie dachte großherziger. Das Ende von der Geschichte war, daß Robert verkaufte, was er noch zu verkaufen hatte, und nach Australien auswanderte, dort sich wieder emporzarbeiten. Sobald ihm das gelungen sein würde, wollte er heimkommen zu seiner Braut, und sie versprach ihm, zu warten.“

Sir Gaverick schüttelte den Kopf.

„Dünkt mich nicht ganz korrekt gehandelt von Ihrem Freunde; er hätte das Mädchen freigegeben sollen.“

„Aber sie wollte ja nicht frei werden, sie hielt es für eine heilige Pflicht, auch im Unglück ihrem Verlobten treu zu bleiben. — Vier Jahre gingen hin, die beiden korrespondierten fleißig miteinander. Robert war tüchtig vorwärts gekommen, nicht mehr fern von dem gesteckten Ziele und Ellen erwartete täglich den telegraphischen Bericht, daß er von Melbourne abgereist und unterwegs nach England sei. — Da gib'ts auf einmal eine Stockung; kein Bericht kommt; Monat reißt sich an Monat; Ellens Briefe bleiben unbeantwortet. — Endlich, im Spätsommer des letztvergangenen Jahres, lief wieder mal ein Brief ein mit australischem Poststempel, aber nicht von Gilmore, sondern von einer Miß Hudson. — Robert habe sie beauftragt, schrieb das Mädchen, sich mit seinen Freunden in England in Verbindung zu setzen

und ihnen Mitteilung zu machen von seiner nahe bevorstehenden Verheirathung mit ihr, der Schreiberin. Er selber sei zum Korrespondieren nicht aufgelegt, aber seine Bekannten sollten doch erfahren, daß es ihm gut gehe, sehr gut. Je nach England zurückzukehren, habe er nicht im Sinn, er habe sich vollständig eingelebt in australische Verhältnisse und wolle drum auch eine Australierin zur Frau nehmen. Sie, Miß Hudson, hoffe recht glücklich mit ihm zu werden. — Sie können sich denken, was das für einen Eindruck machte. Lange sträubte ich mich, drau zu glauben, aber schließlich mußte ich's doch und Ellen auch, nachdem zwei umgehend abgefandte Briefe wieder unbeantwortet geblieben waren. — Herrgott! — Das Gesicht am Fenster hat meine Zweifel neu geweckt! — Ich muß mir Gewißheit verschaffen! — Bitte, warten Sie hier zehn Minuten.“

Damit sprang Britchard auf und eilte dem Hause zu.

Noch vor Ablauf der zehn Minuten war er wieder zurück.

„Ich habe mit den Fäusten getrommelt und gerufen,“ berichtete er, „aber niemand hat sich sehen lassen. Die Türe ist fest verschlossen, ebenso alle Fenster. Mir blieb nichts übrig, als ein paar Zeilen auf eine Karte zu kriegeln und diese durch den Spalt unter der Türe zu schieben. — Mein Urlaub geht seinem Ende entgegen, morgen muß ich Ihrem gastlichen Hause und Cornwall den Rücken kehren. Das habe ich Robert geschrieben und ihn bei unserer alten Freundschaft beschworen, zu einer Aussprache die Hand zu bieten. Will er das nicht, läßt er bis morgen mittag nichts von sich sehen oder hören, dann weiß ich mir keinen Rat.“

„Aber so nehmen Sie doch die Sache nicht so tragisch! Noch ist's ja gar nicht erwiesen, daß mein Mister Brown mit Ihrem Robert Gilmore identisch ist, und wenn er's ist, dann hat er doch gründlich mit der Vergangenheit gebrochen. Kümmern Sie sich nicht weiter um den Mann, er will für alle, die ihn einst gekannt, gestorben sein, stören Sie ihn nicht in seiner Grabesruhe.“

„Sie mögen ja recht haben, Sir Gaverick, aber wenn Sie wüßten, wie wir drei Menschen, Robert, Ellen und ich, zueinander standen, Sie würden begreifen, daß es mir sehr schwer fallen muß, Ihrem Nate zu folgen.“

„Na, jedenfalls wollen wir nicht länger auf dieser unwirklichen Insel verweilen. Kommen Sie!“

Die beiden Herren stießen ihr Boot ins Wasser und segelten ab.

Bericht von dem Einsiedler kam bis zu Artur Britchards Ausbruch von Gaverick-Manor keiner, auf dem Bahnhofe in Penemth aber lief ihm, eine Viertelstunde vor der Abfahrt des Zuges, anscheinend ganz zufällig, der Diener Lukas in den Weg. Den stellte er, und was er im Verlaufe einer kurzen Unterhaltung zu hören bekam, war geeignet, ihn zu beruhigen.

„Australien!“ rief Lukas ganz erstaunt. „Zu

dem Lande bin ich nie gewesen und mein Herr auch nicht, wenigstens nicht in den letzten elf Jahren, die ich jetzt schon in seinem Dienste stehe. In England sind wir erst seit sechs Monaten; sind von Südamerika herübergekommen, von Argentinien, wo dem Herrn seine Frau, eine Spaniolin, gestorben ist. Kinder sind keine dagewesen. — Mister Brown in halt gar ein gelehrter Herr, er studiert den ganze



Auf dem Bahnhofe zu Veneroth aber lief ihm ganz zufällig der Diener Lukas in den Weg.

Tag, und er haßt's wie die Pest, gestört zu werden. — Hat mir leid getan, Sie und Sir Gaverick gestern abweisen zu müssen, aber Order ist Order, und der Herr versteht keinen Spaß. — Ihre Karte hat er gefunden und den Kopf dazu geschüttelt. Einen Mister Artur Pritchard habe er nie gekannt; da müsse ein Irrtum, eine Verwechslung vorliegen.“

Die Signalglocke ertönte, der junge Mann ließ einen halben Sovereign in die Hand des Dieners gleiten, bestieg den Zug und vollte, erleichterten Herzens davon.

„Gott sei Dank,“ frohlockte er, „es ist nur eine Ähnlichkeit gewesen — allerdings eine ganz fabelhafte.“

III.

Am Abend nach Artur Pritchards Abreise saß der Squire, der über das auf der Mädcheninsel ihm Mitgeteilte gegen niemand etwas hatte verlauten lassen, um elf Uhr allein im Bibliothekszimmer und rauchte, wie gewohnt, vor dem Zubettgehen eine leichte Zigarre, als ihm gemeldet wurde, Mister Brown sei draußen und lasse fragen, ob er Sir Gaverick noch sprechen könne.

„Mister Brown? — Späte Besuchsstunde das. — Aber führen Sie ihn nur herein und bringen Sie Cognak und Selterswasser. — So, jetzt werde ich

wohl das Rätsel gelöst bekommen,“ murmelte er, nachdem der Diener verschwunden war.

Die beiden Herren begrüßten sich, und Mister Brown kam ohne Umschweife zur Sache: „Artur Pritchard wird Ihnen gesagt haben, wer ich bin,“ begann er.

„Hm, er hat mir allerdings gesagt, für wen er Sie hält; sicher ist er nicht.“

„Das darf er auch nicht sein, er muß im Glauben erhalten werden, sich geirrt zu haben; und wenn Sie, Sir Gaverick, mich dabei unterstützen, wird das wohl nicht schwer halten. Meinen Lukas habe ich ihm heute mittag in den Weg geschickt; was der ihm über mich und mein Leben in den letzten zehn Jahren vorgefabelt hat, dürfte als Beruhigungsmittel wirken. Fernerhin auch Ihnen gegenüber als John Brown mich aufzuspielen, wäre zwecklos; täten Sie ernstliche Schritte, meine Identität festzustellen, dann ließe sich diese ja doch nicht verheimlichen. Darum bin ich heute so spät noch gekommen, Ihnen den Sachverhalt zu erklären, und Sie zu bitten, darüber zu schweigen, wenigstens so lange, bis Fräulein Howard und Artur Pritchard ein paar Jahre verheiratet sein werden. Den beiden würde ein Ausplaudern Herzeleid, niemand aber Nutzen bringen. Das Asyl, das ich gehofft hatte, auf der einsamen Insel gefunden zu haben, werde ich nun wieder verlassen und England für gut und immer den Rücken kehren müssen. Daß Artur Ihre Bekanntschaft machen und als Gast Ihres Hauses mir hier bequemen würde, konnte ich nicht voraussehen. Der Möglichkeit eines nochmaligen Zusammentreffens muß vorgebeugt werden. — Also, nicht wahr, Sir Gaverick, das, was ich Ihnen mitteilen will, bleibt unter uns?“

„Gewiß! Auf meine Diskretion dürfen Sie sich verlassen, Mister Brown — wollte sagen, Mister Gilmore,“ versicherte der Squire.

Was er zu hören bekam, deckte sich anfänglich genau mit dem, was er von Artur Pritchard schon gehört hatte, der Schluß der beiden Geschichten aber stimmte nicht überein.

„Ich wurde,“ erzählte Mister Gilmore, „in Australien schon in den ersten Monaten vom Glück ganz außerordentlich begünstigt; was ich anpakte, verwandelte sich in Gold, und nach Verlauf von vier Jahren war ich reicher, als ich's je in meinen besten Zeiten in England gewesen. Gegen Ellen schwieg ich darüber, ich schrieb ihr nur, es gehe mir gut und ich hoffe, in nicht allzu ferner Zeit ans Ziel zu kommen. Es hätte ja immer mal einen Rückschlag geben können, und der hätte Enttäuschungen im Gefolge gehabt. Diese Möglichkeit sollte ausgeschlossen sein. — Schließlich war ich so weit, daß ich auf neuen Erwerb verzichtete, mein unbewegliches Vermögen realisieren und ernstlich daran denken konnte, Australien zu verlassen. In England wollte ich mich ankaufen und mit meiner Frau ein Leben führen ähnlich wie Sie, Sir Gaverick: im Herbst und Winter auf unserem Gute, während der Sommer-saison in London. — Es ist anders gekommen,

„Nach Abwicklung der Geschäfte stieg ich eines schönen Morgens in den Sattel. Ein fünftägiger Ritt sollte mich nach Melbourne, dem Einschiffungshafen bringen. Neben Becheln und Anweisungen trug ich eine bedeutende Summe in Banknoten und gemünztem Golde in den Satteltaschen. An einsamer Wegstelle wurde ich von drei verkommenen Kerlen, die mich in Bangaroo, von wo ich aufge-



An einsamer Wegstelle wurde ich von drei verkommenen Kerlen angefallen.

brochen war, gekannt hatten, angefallen, nach hartem Kampfe überwältigt und ausgeplündert. — Die Halunken fielen schon wenige Tage später den Häjchern in die Hände; sie haben lebenslängliche Zwangsarbeit und ich, bis auf etwa fünfzig Pfund, mein Geld wieder erhalten. — Schlimm zugerichtet, mit einem Schädelbruch, war ich am Begrande bewußtlos liegengelieben, von vorüberkommenden Leuten aufgehoben und auf einer improvisierten Tragbahre nach der nächsten Farm gebracht worden.

„Der Besitzer der Farm, ein Mister Hudson, war Witwer; das Hausweib führte seine einzige Tochter Bella, und deren hingebender Pflege habe ich's zu verdanken, daß ich nicht gestorben bin. Der Arzt hatte nur wenig Hoffnung gegeben und erklärt, der Schädelbruch würde wahrscheinlich bleibende Geistesstörung im Gefolge haben.

„Ich war so schwach und elend, daß ich lange nichts merkte, endlich dämmerte mir aber doch die Erkenntnis auf, daß Bella erwartete, ich würde sie zu meiner Frau machen. Briefe aus England hatte ich während der drei Monate, in denen ich zwischen Tod und Leben schwebte, keine erhalten, und selber schreiben konnte ich nicht. Ich durfte dem Mädchen meine Verlobung nicht länger verschweigen, und sie erbot sich, Ellen Mitteilung zu machen.“

„Und wissen Sie, was sie ihr mitgeteilt hat?“ fiel der Squire dem Erzähler ins Wort: „Sie hätten sich mit ihr verlobt und der Hochzeitstag sei festgesetzt. Von Fräulein Howard waren regelmäßig Briefe an Sie aufgegeben worden, aber die werden von der Australierin unterschlagen und verbrannt worden sein.“

Gilmore nickte: „Das habe ich vermutet.“

Dann fuhr er fort: „Bella tat, was sie mir nur an den Augen absehen konnte, mit jedem Tage steigerte sich ihre Zärtlichkeit, und endlich wußte ich mir nicht anders zu helfen, als durch anscheinendes Eingehen auf ihre Wünsche. Sobald ich mich genügend erholt hatte, erklärte ich zur Ordnung meiner Angelegenheiten nach Melbourne reisen zu müssen. In spätestens vierzehn Tagen würde ich wieder zurück sein, dann sollte zwischen uns alles ins reine gebracht werden. Bella glaubte mir und ließ mich ziehen. Eine Woche später verließ der Dampfer, auf dem ich Passage nach England genommen hatte, den Hafen von Melbourne.“

„Miß Hudson hat sich bald getrübt. Kürzlich habe ich in einer australischen Zeitung gelesen, daß sie mit einem jungen, in ihrer Nachbarschaft ansässigen Schafzüchter verlobt ist.

„Ich hätte von Melbourne aus an Ellen schreiben



Arthur Breitbard saß neben ihr und hatte den Arm um ihre Hüfte gelegt.

oder meine bevorstehende Heimkehr telegraphisch anmelden sollen, aber ich wollte sie überraschen. Von Southampton, wo ich landete, machte ich mich ungesäumt auf den Weg nach Yorkshire, und an einem sonnigen Frühlingsabend wanderte ich von der letzten Bahnstation nach dem eine halbe Stunde entfernten

Güthen, das die Howards schon seit vielen Jahren in Pacht haben. Dort steht auf der Grenze zwischen Garten und Wald unter einer alten Buche eine Bank, auf der ich manches Mal mit Ellen gesessen; und auf dieser Bank saß sie auch an jenem Abend. Aber nicht allein, Artur Britchard saß neben ihr und hatte den Arm um ihre Hüfte gelegt.

„Behutsam schlich ich näher, von Baum zu Baum, bis ich deutlich die Stimmen der beiden unterscheiden konnte.

„Ich kann mich von dem Gedanken nicht frei machen,“ hörte ich Ellen sprechen, „daß Robert doch eines Tages kommen wird. Was diese Miß Hudson mir geschrieben hat, ist sicherlich erlogen gewesen.“

„Aber Ellen,“ sagte Artur, „mir darf dich niemand mehr nehmen, auch Robert nicht. Du hast mich ja schon lieb gehabt, ehe Robert fortging, du bist dir nur nicht klar darüber gewesen; hast dein eigenes Herz nicht gekannt, wie du es heute kennst — Ist's nicht so, mein Liebling?“

„Sie schmiegte sich an ihn.“ „Doch, doch, Artur, so ist's,“ flüsterte sie.

„Ich hatte genug gehört und zog mich zurück, leise wie ich gekommen. Was blieb mir anderes übrig? Ich kannte und kenne diese beiden Menschen gut genug, um zu wissen, daß ich durch mein Erscheinen sie tief unglücklich gemacht haben würde, auch wenn ich alles erklärt und freiwillig auf Ellen verzichtet hätte. — Nein, nein! — Fort, fort aus ihrer Nähe! — Ich will die schwere Bürde allein tragen.

„So, jetzt wissen Sie alles, Sir Gaverick. In den nächsten Tagen verlasse ich England. Wohin ich mich wenden werde, weiß ich noch nicht bestimmt. Sie haben mir versprochen, zu schweigen; der Seelenfrieden des jungen Paares wird nicht gestört werden.“ Robert Gilmore stand auf und empfahl sich.

Das Häuschen auf der Möweninsel steht leer; der Einsiedler und sein Diener sind fortgegangen, niemand weiß wohin; Artur Britchard hat Ellen Howard zum Traualtar geführt.

Vier Jahre später ist ein Brief gekommen aus der Kapstadt an Squire Gaverick; nur wenige Zeilen: „ Die körperlichen Wunden waren vernarbt, als ich nach Cornwall kam; jetzt ist auch mein Gemüt gesundet. Das Schicksal hat mich noch ein spätes Glück finden lassen. Ich entbinde Sie von dem Versprechen, das Sie mir beim Scheiden gegeben haben Robert Gilmore.“

Sinnspruch.

Ein Traum, ein Traum ist unser Leben
Auf Erden hier;
Wie Schatten auf den Wogen schweben
Und schwinden wir,
Und messen unsre trägen Tritte
Nach Raum und Zeit,
Und sind, und wissen's nicht, inmitten
Der Ewigkeit.

Herder.

Die Prinzen des Dorfbogts.

Erzählung von Felix Wolf.



Der Vogt von Bammerdingen war ein mit Glücksgütern reichgelegener Mann. Er war Besitzer eines großen, ertragreichen Hofgutes und ansehnlicher, sicher angelegter Geldschätze. Und schon als junger Mann hatte er die höchste Sprosse auf der Stufenleiter der Ehren und Würden, die sein Ort zu vergeben hatte, erstiegen. Man denke! er war Vogt geworden, und

der Neid mußte es ihm lassen, daß er vorzüglich zu diesem Amte sich eignete. Geistig geweckt und im Besitz eines großen Vermögens, besaß er das dem Vogt so nötige Ansehen. Dazu ragte er wie einst König Saul über seine Israeliten um Haupteslänge über seine Dörfler empor, die doch auch keine Zwerge waren. Und wenn er an Amtstagen in seinem Sonntagsstaat, der aus einem weitausholenden Dreimaster, aus einem langen, mit talergroßen Metallknöpfen geschmückten Samtrock, einer scharlachroten Weste, braunen Kniehosen, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen bestand, in die Stadt ging, blieben die Leute nicht selten stehen, um die Würde und Statlichkeit seiner Erscheinung zu bewundern.

Auch beim Heiraten war der Vogt vom Glück begünstigt worden. Seine Frau, als Mädel des Wajenmüllers Christine geheißt, konnte, nach ländlichen Verhältnissen bemessen, eine sehr gute Partie genannt werden. Denn sie brachte ihrem Manne nicht allein ein hübsches Sümmechen Baraeld, sondern auch ein paar fette Matten und ertragreiche Äcker in die Ehe. Dazu war sie gesund, rüstig, rotbackig, von stattlicher Leibesbeschaffenheit und daher nach ländlichen Begriffen auch schön.

Sie lebten auch recht verträglich zusammen, der Vogt und seine Frau. Er waltete seines Amtes und sah zum Rechten in Feld und Stall; sie besorgte mit Fleiß und Geschick die Hauswirtschaft. Nur der Umstand, daß der wetterlaunische Storch bei seiner alljährlichen Ortsbereisung ihr Haus eigensinnig immer umging, obwohl es doch merktlich über die andern emporragte, machte ihnen zuweilen Sorge und Verdruß, zumal sie ihres Kindermangels wegen von den derben Dörflern nicht selten geuzt wurden.

Der guten Christine nagte dieser Mangel an Nachkommenschaft mehr am Herzen, als sie dem Vogt zu zeigen wagte. Sie hätte auch gar zu gerne einen kleinen Weltbürger auf ihrem Schoße gewiegt und

wie andere Frauen am unschuldigen Tollen eines Kindes sich erfreut.

Den Vogt aber wurmte es, daß er nur für fremde Leute sich abradern sollte und sein Hab und Gut nicht auf sein eigen Fleisch und Blut sollte vererben können.

„Es ist zum Tollwerden,“ sagte er oft, „Leute, die nichts zu beißen und nichts zu nagen haben, haben die Stube voller Kinder, und wir, die wir Brot genug für ein Duzend hätten, gingen leer aus. Das ist doch ganz die verkehrte Welt, bigotts!“

„Versündige dich nicht,“ entgegnete dann die Christine. „Leute, die Kinder und kein Brot für sie haben, sind jedenfalls schlimmer dran als unsereins, das zwar Brot in Fülle hat, aber die Kinder vermissen muß. Und zudem,“ fügte sie tröstend immer bei, „können wir ja noch welche bekommen. Zu alt wären wir gerade nicht, und was nicht ist, kann werden.“

„Kann werden,“ entgegnete mißmutig und zweifelnd der Vogt. „Aber wenn's noch werden soll, dann ist's die höchste Zeit, Christine, sonst werden wir zu alt, um sie noch aufziehen zu können.“

Die Christine aber, ein frommgläubiges Gemüt, fügte ihren Morgen- und Abendgebeten, die sie still und gesammelt verrichtete, immer noch die Nebenbitte um Abhilfe des Kindermangels bei. Zuweilen machte sie auch eine Wallfahrt nach „Unserer lieben Frau vom Schneekreuz“ und andern ihr nützlich scheinenden Gnadenorten. Sie betete auch, um ja den richtigen zu treffen, zu den vierzehn Nothelfern insgesamt und im besondern. Nichts unterließ sie, was ihrer Ansicht nach den Himmel zu ihren Gunsten stimmen konnte. Als aber alle ihre Bitten und Bemühungen erfolglos blieben, da neigte sie in stiller Wehmut, aber gottgegeben das Haupt und sagte: „'s ist halt nicht Gotts Will' und da beten Heilige und Unheilige umsonst.“ —

Da sie nun alle Hoffnungen bezüglich des Kindersegens aufgegeben und ihre Gebete um Nachkommenschaft als zwecklos eingestellt hatte, besann sich der wetterlaunische Storch eines andern.

In den wonnigen Tagen eines Maimonates schickte er der Böggin sein Avis, um dann Anfang des Christmonates mit einem Doppelpacken zu erscheinen. Er legte der Böggin, die er so lange umgangen, wie zur Entschädigung nicht nur einen, sondern gleich zwei Prinzen in die Wiege.

Nun war begreiflich auch großer Jubel und unermessliche Freude im Hause. Die Böggin glänzte vor Glück; der Vogt lief gehobenen Hauptes und gepreizt wie ein Tambourmajor durch die Gassen seines Ortes, um sich als Vater, als Zwillingsvater anstaunen, bewundern und beglückwünschen zu lassen. Und die Leute, die ihm seiner Rechtllichkeit wegen wohlwollten, hielten auch mit ihren Glückwünschen nicht zurück. Der ganze Ort begegnete ihm mit aufrichtiger Freude. Und die Kammer, worin die Böggin mit ihrem Glück und ihren Prinzen lag, wurde den ganzen Tag nicht mehr leer.

Die so lebhaft bezugte Teilnahme galt aber nicht allein der Böggin, sondern auch dem außer-gewöhnlichen Ereignisse — Zwillinge waren im Orte schon längst nicht mehr erlebt worden — und den Kindern selbst; denn diese waren gar lieblich und zwei Engeln nicht so ganz unähnlich. Nur die Flügel fehlten, sonst wären sie als Engel vollkommen gewesen.

So behauptete wenigstens die Rinkenbäuerin, der Böggin beinahe kugelrunde Base, die in diesen hochwichtigen Tagen der Böggin ratend und tatend zur Seite stand.

„Das Sprichwort: »was lange währt, wird endlich gut,« ist halt wahr, Christine,“ sagte sie zur Böggin. „Denn das sind Kinder, sie können an Lieblichkeit mit dem Christkind in der Krippe wechseln. Ich will nicht mehr Rinkenbäuerin heißen,



Die Kammer, worin die Böggin lag, wurde den ganzen Tag nicht leer.

wenn sie nicht zu etwas ganz Besonderem bestimmt sind; denn daß du sie so spät, erst im neunten Jahr deines Ehestandes noch gekriegt hast, Christine, das ist ein wahres Wunder. Wo aber Gott ein Wunder tut, tut er's nie umsonst. Das hat immer was zu bedeuten.“ —

Des Celestins Magdalena oder „Mable“, wie sie kurzweg genannt wurde, gefiel sich ebenfalls in der Rolle der Prophetin und verkündete mit gehobener Stimme, daß die Bible, so neumodische, herrenmäßige Gesichtle, wie sie hätten, sicher keine gemeinen Bauern würden. Nein, sie würden, das sagte sie, die Mable, sicher als Doktoren und Amtmänner einst Aufsehen machen.

Und die Böggin? Sie glaubte das alles ja so gerne, weil es ihren geheimsten Wünschen entsprach. Der Tauftag der beiden Prinzen wurde ein Festtag

für die ganze Gemeinde. Reich und arm, jung und alt, alles was Beine hatte, wurde zum Taufschmaus geladen. Und das „Volk“ folgte dieser Ladung mit Freuden. Alles wollte dabei sein, wo es den Vogt, die Böggin und deren Prinzen zu ehren und den eigenen Wagen zu erquicken galt.

Der krumme Geigerfriedel leitete die Festlichkeit mit seinem Musikantentrupp, der aus ihm, dem Korberlips und dem langen Pfeiferbaschi bestand, durch den Vortrag seiner schönsten Weisen ein. Der Schäferfried, der Maurersepp und der Krautschneiderfranz, die Dorfkanoniere, donnerten mit ihren Kazenköpfen, daß die Ziegel auf den Dächern wackelten.

Der Vogt und dessen Frau aber ließen es sich in ihrer Elternfreude auch was kosten. Ganze Berge von Kuchen wurden den zahlreichen Gästen vorgesetzt, der Wein floß in Strömen, und der Mutschlerfrit, der Metzger, hatte nur den einen Wunsch: daß jedes Jahr möchte Taufest sein im Vogtschhof.

Es ging zu wie an einer Hochzeit, und wenn man später eine Festlichkeit so recht glänzend schildern wollte, sagte man einfach: es war wie an's Vogtsbuben Taufe.

Was nun aber die Vogtsbüble betrifft, so benahmen sie sich ganz wie andere kleine Menschenkinder. Sie tranken fleißig Milch, schrien und strampelten, daß die Böggin ihre helle Freude, aber auch Mühe und Arbeit genug mit ihnen hatte.

Die Zwillinge gediehen und zeigten von Tag zu Tag ein blühenderes Aussehen. Dabei waren sie einander so ähnlich, daß man zur Vorbeugung des Verwechslens sich ernstlich nach geeigneten Unterscheidungszeichen umsehen mußte.

Solange sie noch ungetauft in den Windeln lagen und ein namenloses Dasein fristeten, hatte es ja keine Not; denn einer wie der andere trank Milch und im Schreien waren sie sich so ziemlich ebenbürtig. Wenn der eine schwieg, fing der andere mit gesammelten Kräften wieder an, so daß der Gesang den ganzen Tag nicht aufhörte und oft noch in der Nacht seine unliebsame Fortsetzung fand.

Nun sie aber durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft der Christgläubigen aufgenommen waren und der eine laut Eintrag im Taufbuche als Joseph Anton oder Seppentoni und der andere als Ignaz oder Nazi durchs Leben zu gehen hatte, mußte man darauf bedacht sein, daß dieser Unterschied festgehalten wurde.

Fürs erste band die um guten Rat selten verlegene Hebamme, auch Mülleranni genannt, dem Seppentoni einen roten Bandstreifen um das Bein, während der Nazele mit einem blauen kenntlich gemacht wurde.

Leider aber zeigten sich diese Markzeichen in der Folgezeit als recht unzuverlässig; denn durch die bei einem Kinde nicht immer zu vermeidende Unreinlichkeit verloren sie Appretur und Farbe, so daß man nur noch mit Mühe die Farben zu erkennen und den Seppentonele vom Nazele zu unterscheiden vermochte.

Infolgedessen war man genötigt, die Bänder alle

acht Tage durch neue zu ersetzen, und solange die Vogtsprinzen wie ägyptische Mumien eingeschnürt wurden und dadurch der freien Bewegung ihrer Gliederchen beraubt waren, kam man mit diesen Hilfsmitteln noch aus. Als sie aber aus dem Puppenzustand herauszuwachsen begannen und im Strampeln mehr und mehr Übung bekamen, hatten sie eines Tages die Bänder abgestreift, und wären sie nicht noch in den den Prinzen gehörenden Windeln gefunden worden, hätte man nicht mehr gewußt, wer der Seppentonele und wer der Nazele war.

Für diesmal war das Unglück noch abgewendet. Aber wer bürgte der besorgten Mutter dafür, daß die an Kraft und Unternehmungsgestalt sichlich zunehmenden Burschen die Bänder nicht eines Tages verwechselten?

Die besorgte Mama hielt daher in einer stillen Nacht unter ihrem Betthimmel mit ihrem Eheherrn Rat, wie ein solches Vorkommnis dauernd zu vermeiden sei. Aber so sehr sie sich in gemeinsamer Erwägung auch anstrebten, sie fanden keinen gangbaren, zum erwünschten Ziele führenden Weg. Der Vogt wußte wohl Bescheid in Stall und Feld und in Geschäften seines Amtes, aber mit Wickelkindern hatte er noch nie zu tun gehabt. Die Böggin verwandte ihren ganzen Erfindungsgeist auf das Festmachen der Wickelbänder. Aber wo man sie auch anbrachte, die Möglichkeit, daß sie abgestreift werden konnten, war überall vorhanden.

Wo aber die Not am größten ist, ist erfahrungsgemäß auch immer die Hilfe am nächsten. Guter Rat kommt oft unverhofft. Diesmal brachte ihn die Korberlise, ein altes, buckliges und stets auf seinen Vorteil bedachtes Weib.

Wie schon ihr Zuname besagt, war diese Korberlise nicht als Millionärin zur Welt gekommen. Ihre Wiege stand in der niedern, bausälligen Hütte eines Korbmachers, den man im Orte den Weidenlips nannte. Das Mädchen, das man Elisabeth getauft hatte, während der Kinderjahre Lijeli und später kurzweg Lisi nannte, war von Mutter Natur etwas stiefmütterlich behandelt worden. Klein, schwach und unansehnlich, hatte sie überdies noch einen Höcker, der ihr auch nicht zur Zierde gereichte. Da sie ihrer Mängel und Gebrechen wegen von Jugend auf verhöhnt und manchmal noch mißhandelt wurde, bildete sie sich zu einem recht verbissenen, hinterhältigen Dinge aus, mit dem sich zu verfeinden nicht so ganz ungefährlich war.

Da die Korberlise zur Landarbeit zu presthaft war und zum Dienen nicht die geringste Lust verspürte, verlegte sie sich auf den damals noch ziemlich einträglichen Lumpenhandel. Mit einem kleinen Britschenwägelchen, das von einem Esel gezogen wurde, wanderte sie von Ort zu Ort, und es gab Leute, welche die Behauptung aufstellten, daß die Korberlise, so armselig sie auch aussehe, doch besser als die reichste Bäuerin lebe.

Sobiel stand fest: die Korberlise mußte sich in jeder Lage zu helfen. Um ihren Handel recht gewinn-

bringend zu machen, hielt sie sich an die Gepflogenheiten unternehmungslustiger Pioniere in fernen Weltteilen. Wie diese die wertvollen Produkte der Wilden und Halbwilden mit zwar glitzerndem, aber oft ganz wertlosem Plunder bezahlen, so tauschte die Lisi die Lumpen, Knochen und Metallabfälle für wertlose Glasperlen und unechte Schmuckgegenstände ein.



„Bögtin,“ sagte sie, „ich kann Euch helfen.“

„Bögtin,“ sagte sie, „wenn Ihr wegen der Verwachsung der Buben in Besorgnis seid, ich kann Euch helfen. Wie Ihr seht, hab' ich hier Ringelchen in jeder Form und Größe. Streift Ihr nun dem Seppentonele ein goldenes und dem Nazele ein silbernes aus Fingerchen, so ist Euch für immer geholfen. Vom Abstreifen kann dann gar keine Rede mehr sein, und daß Gold und Silber die Farbe halten, werdet Ihr wissen.“

Der Bögtin leuchtete das sofort ein, und sie wunderte sich nur, daß sie auf diesen Gedanken nicht selber gekommen war.

Sie erstand zwei der erwähnten Ringelchen und hatte nun noch die Genugtuung, daß ihre Kinder, schon in der Wiege mit Gold und Silber geschmückt, echten Prinzen immer ähnlicher wurden.

Aber auch dieser Behelf war nur von kurzer Dauer; denn der Korberlisi ihr Gold und Silber hatten die böse Eigenschaft, daß sie nach kurzem Gebrauch verblaßten, ganz davon abgesehen, daß die Ringe den Buben bei zunehmendem Wachstum schmerzhaft ins Fleisch schnitten und nur vermitteltst einer Feile noch entfernt werden konnten. Kurz entschlossen, befolgte man nun den uneigennütigen Rat des Schermausers. Man hing dem Seppentonele zwei echte, vom Goldschmied gekaufte und mit dem Wertstempel versehene Ringe an die Ohrläppchen, wodurch er sich dann

für immer von seinem Bruder Nazi unterschied, der schmucklos durchs Leben pilgerte.

Geschwister erhielten die beiden Zwillinge keine mehr. Und so ist es sehr wohl zu begreifen, wenn sie der Eltern Abgötter blieben. Sie erzwangen und erhielten, was ihr Herz begehrte. Es wurde ihnen, den „Kindern“, immer noch besonders gefocht, geküchelt und gepöppelt, als sie zu einem Alter aufgerückt waren, wo der junge Mensch Kieselsteine verdaut. Sie wurden auch immer hübsch, selbst an gewöhnlichen Wochentagen sonntäglich und herrenmäßig gekleidet und bereitwillig bedient. Zur Arbeit hielt sie kein Mensch an; denn in den Augen der liebeblinden Mutter waren und blieben sie die Kinder, die man um der tausend Gotts willen nicht betasten durfte. Außerdem hatte man ja des Geldes und Gutes so viel, daß es für die jungen Herren bis an ihr Lebensende ausreichte, auch wenn sie nicht selbst Hand anlegten an Sense und Pflug.

So dachte und sagte die Mutter. Der Bogt, der zuweilen noch eine andere Meinung bezüglich der Kindererziehung hatte, starb, als die Prinzen kaum acht Jahre alt waren.

Nun wuchsen sie erst recht ohne alle Zucht, nur ihren Neigungen überlassen, auf.

Ja, da sie zu einer ernstern Arbeit nicht angehalten wurden, selbst aber auch keine Neigung dazu hatten, der Mensch aber zum Zeitvertreib doch etwas tun muß, verlegte sich der Seppentoni, der sich als geistig aufgeweckter denn sein Bruder erwies, aufs Lesen, und es dauerte gar nicht lange, so mußte er in Rußland, Ungelland, in der Türkei und Polakai besser als auf dem väterlichen Hofe Bescheid.

Der Nazi dagegen, dem die „vermaledeiten“ Bücher schon in der Schule zuwider waren, ging nicht in den Stapsen seines Bruders. Er wurde Vogelzüchter und hatte es stets mit Meisen, Finken, Starren und Amfeln zu tun. Und obwohl er selbst kein großer Redner war, brachte er seinen Hansel, den Starren, doch so weit, daß er Jakob, Tolpatsch, Adieu und bigott sagen lernte.

So verschieden aber die Geschäfte der beiden Zwillinge auch waren, der Ertrag derselben hielt sich so ziemlich die Wage und war bei beiden gleich Null.

Als der Seppentoni und der Nazi das Militärmaß erreicht hatten, wurden sie zwar nicht Soldat — denn damals verteidigten das Vaterland nur arme Schlucker, die keinen Strohalm ihr eigen nannten —, aber sie begannen sich noch sorgfältiger als bisher zu kleiden und salbten die Haare in Ermangelung der Pomade mit Schweineschmalz und Ruspöl; denn sie hatten allmählich begriffen, daß die Mädels eigentlich zur Unterhaltung der Burschen in die Welt gesetzt seien, und taten ihr möglichstes, den hübschen Töchtern etwas zu gefallen.

Die Mutter, die diese Neigung ihrer Prinzen bemerkte und überdies recht abgeschafft und kränklich war, äußerte den Wunsch, daß sie nun bald das Gut abgeben und sich aufs Altenteil zurückziehen möchte. Weil aber nicht mehr festgestellt werden konnte, welcher

von den beiden das Licht der Welt zuerst erblickt hatte und demnach der echte, rechte Kronprinz war, ergaben sich einige Schwierigkeiten. Soweit sich die Mutter noch erinnerte, hatte der Erstgeborene beim Eintritt in die Welt wie ein Dachmarder geschrien, während der zweite sich nur im schwachen Miauen einer verschreckten Katze hören ließ. Und da der Seppentoni dem Nazi im Mundwerk von jeher bedeutend über war, hatte sie ihn nicht mit Unrecht im Verdacht, daß er der rechtmäßige Thronerbe sei.

Eine Wahrscheinlichkeit ist aber noch keine Gewißheit, und weil die Mutter keinen verkürzen und keinen unberechtigt bevorzugen wollte, äußerte sie sich dahin, daß der, der zuerst eine Frau ins Haus bringe, den Hof bekomme. —

Die Söhne, deren jeder von seinen Vorzügen sehr überzeugt und daher siegesicher war, gaben sich mit diesem Bescheid zufrieden.

Sie büsteten noch sorgfältiger als bisher Rock und Hose, und wo sie bisher die Haare wöchentlich nur zweimal gesalbt und geölt hatten, taten sie es nun alle Tage. Sie gingen zielbewußt auf die Freite. Damit aber keiner dem andern ins Gäu käme, wurden sie eins, daß der Seppentoni sein Glück im Oberdorf suchen müsse, während Nazi im Unterdorf blieb.

Während nun aber der schüchterne Nazi das Gespräch mit einem langweiligen Plänkeln einleitete, da an einer Tür horchte und spionierte, dort durch ein Schlüsselloch guckte, aber mit keinem Suschen und keinem Babettschen sich so recht von der Leber weg zu reden getraute, ging sein unternehmender Bruder tatkraftig gleich zum Sturm über. Des schwarzen Martis Kathrine, eine üppige Person, war die Festung, die erobert werden sollte.

Die Kathrine hatte zum Heiraten schon lange Lust, und der Seppentoni schien ihr just der Rechte zu sein. Aber sie war ein Weib und hatte überdies erfahren, daß es für ein Mädchen nicht schicklich sei, wenn es sich so Knall und Fall an den ersten besten hinwerfe. So angenehm ihr der Seppentoni als Freier also auch war, tat sie doch zuerst etwas zimper und spröde und fragte den Seppentoni, was er auch denke? Warum er gerade zu ihr komme? Es habe ja noch genug Mädchen im Dorfe und schönere und bessere, als sie eine sei. Und heiraten? Es gäbe Leute, denen das etwas Himmlisches sei. Sie aber habe in ihrem Leben noch nie daran gedacht. Zu dessen,“ fügte sie schlau einlenkend bei, „sei er ihr doch zu gut, als daß sie ihm weh tun möchte. Er solle mit den Eltern sprechen. Wenn die damit einverstanden seien, nun ja, sie sei das Kind und müsse folgen, so hart es sie auch ankomme, wenn sie das Elternhaus verlassen müsse.“

Kathrines Eltern, bei denen Seppentoni hierauf vorstellig wurde, machten keine Schwierigkeiten. Sie waren der Tochter schon längst nicht mehr so recht Herr geworden und waren froh, daß sie sie unter die Haube brachten. Auch waren sie der Ansicht, daß die beiden ganz gut zusammenpaßten; denn was dem Seppentoni an Arbeitslust abgehe, das habe

die Kathrine reichlich. Es gäbe somit einen schönen gegenseitigen Ausgleich.

Also führte der Seppentoni des schwarzen Martis Kathrine heim, und wenn sie auch nicht gerade der Ausstich ihres Geschlechtes war und sowohl auf Äußeres wie in bezug auf Gemüt einiges zu wünschen übrig ließ, den Vorzug der Tüchtigkeit konnte ihr niemand streitig machen. Sie arbeitete wie ein Brunnenpuzer.

Verabredungsgemäß wurde Seppentoni nun Hofbesitzer, während sein auf der Freite weniger glücklicher Bruder, der von den Mädchen den Zunamen „Zauderer“ erhielt, zur Mutter aufs Altenteil zog, auf dem er auch nach deren Tode noch blieb.

Nach wie vor lebte er seinen Vögeln, mit denen er einträchtig die Zinsen und alljährlich auch noch ein hübsches Sümmchen seines auf dem Hofe stehenden Geldes verzehrte. „Es langt uns, bis wir abreisen,“ sagte er oft zu seinen gesiederten Freunden, „und hab' ich keine Frau bekommen, braucht mich auch niemand zu beerben.“

Was den Seppentoni, den jungen Ehemann und Hofbauer, betrifft, so sang er während der Flitter-



Nach wie vor lebte er seinen Vögeln.

wochen seiner teuern Ehehälfte uneingeschränktes Lob. Aber schon im zweiten Halbjahr seines Ehestandes wurde er etwas kleinlauter, wenn die Sprache auf seine Kathrine gebracht wurde. „Sie ist halt auch ein Weibsbild,“ pflegte er dann zu sagen, „und die Weibsbilder haben bekanntlich alle ein böses Maul.“

Und die Kathrine hatte wirklich ein arges Mundwerk und wußte es zu brauchen. Es gab oft scharfe

Auseinandersetzungen zwischen ihr und ihrem Seppentoni.

Als Ehemann war er ihr vollkommen recht. Da hatte sie nichts auszufehen. Aber als Bauer und Geschäftsmann ließ er nach ihrer Ansicht sehr viel zu wünschen übrig. Daß er morgens sogar im Sommer erst um sieben Uhr aufstand, während sie schon um fünf, manchmal sogar um vier Uhr schon im Hause herumkratzelte, rechnete sie ihm als unverzeihliche, als eine den Menschen schändende Sünde an. Das lange Liegen, meinte sie, züchte die Faulheit. Zudem sei es eines Bauern ganz und gar unwürdig. Ein Bauer, wenn er bei seinen Leuten in Achtung stehen wolle, müsse bei jeder Arbeit voran sein. Das helfe mehr als alles Herumbefehlen.

Der Seppentoni aber fühlte sich als Herr im Hause und gab der Kathrine zu verstehen, daß er zum Arbeiten doch eigentlich sie, die Kathrine, und die Knechte und Mägde habe. Wenn er wie ein Knecht hätte arbeiten wollen, hätte er nicht Bauer zu werden brauchen. Wenn er die Leute nur beaufsichtige, so erfülle er vollkommen seine Pflicht, und mehr zu tun, falle ihm nicht ein.

Von dieser Ansicht ließ sich der Seppentoni nicht abbringen. Er tat, was ihm beliebte, und brachte die Frau das Mundwerk zu frech, wie er sagte, dann zog er den langen Rock mit den Metallknöpfen an und fuhr über Land, das heißt ins Amtstädtchen, wo er immer auch Gleichgesinnte und allerlei Kurzweil fand.

Er kam zwar schon am gleichen Tage immer wieder zurück, aber ohne die Kronentaler, die er mitgenommen. Und je öfter ein solches Ereignis sich wiederholte, um so bedenklicher wurde die Ebbe in der Hauskasse.

Das brachte die Bäuerin endlich zur Erkenntnis, daß sie mit ihrem Schellen nicht nur nichts erreiche, sondern den verfahrenen Karren nur noch tiefer in den Kot stoße. In Erwägung alles dessen gab sie sich Mühe, ihre Leidenschaftlichkeit zu zügeln. Sie schwieg stille und ließ den Bauern, den unverbesslichen, wie sie sagte, machen, arbeitete selbst aber für dreie, um die Sache doch so viel als möglich zusammenzuhalten. Und hätte der Bauer nur überall und gegen alles sich so gleichgültig wie gegen die Arbeit verhalten, er wäre gewiß bis ans Ende seiner Tage ein wohlhabender Mann geblieben.

Allein er wurde sehr oft auch handelnd. Leider immer nur in Fällen, wo es ihm mehr schadete als nützte.

Wie schon erwähnt, war der Seppentoni ein fleißiger Leser. Aber seine Schulbildung war zu mangelhaft, als daß er den mannigfaltigen, aus allen Winkeln zusammengetragenen Lesestoff richtig hätte verdauen und Wahres vom Falschen unterscheiden können.

So entstand in seinem von Natur nicht schlecht veranlagten Kopfe ein politischer Wirrwarr, der ihn von einem Extrem ins andere trieb. Schließlich setzte sich bei ihm die Meinung fest, daß die Bauern überall die Bedrückten, Geplagten und Geschundenen seien,

auf deren Kosten die Herren lebten und sich wohl sein ließen.

Und nun diesem Bauernstande, zu dem ja auch er gehörte, wieder aufzuhelfen, legte sich der Seppentoni, dem die Gabe der volkstümlichen Beredsamkeit nicht fehlte, oft ganz gehörig ins Zeug. Er schimpfte über die Obrigkeiten von unten bis oben, und umgekehrt, und war fest überzeugt, daß er, wenn er an der Spitze stände, eine andere Ordnung in den Lauf der Dinge brächte.

Im Orte selbst gab es dreierlei Leute. Solche, die dem Seppentoni innerlich recht gaben, aber klug genug waren, sich von ihm und seinem gefährlichen Handeln fernzuhalten; andere, die das Feuer seiner politischen Beredsamkeit hämisch und schadenfroh schürten, unbekümmert, ob ihm, dem Seppentoni, oder andern ein Schaden daraus erwuchs; wieder andere, die den Frieden liebten, den Seppentoni zur Mäßigung mahnten, um so mehr, als sie sich von solchen Poltereien keine Besserung der bäuerlichen Verhältnisse versprachen.

Diesen verständigen, wohlmeinenden Leuten trat aber der Seppentoni schroff entgegen. Sie seien Sklavennaturen, sagte er, unter dem Joch geboren, für das Joch erzogen und verdienten es eigentlich nicht besser. Zum Glück aber gebe es auch noch andere Leute, — Leute, die das Herz auf dem rechten Fleck und das Wort auf der Zunge hätten, wenn es gelte, das Unrecht ans Licht zu ziehen, das Recht zu verteidigen, die Unschuld zu schützen.

Durch seine Reden, die er meist in den Wirtshäusern vom Stapel ließ, wurde der Seppentoni oder der Vogtsbauer, wie er sich auf seinen politischen Tagfahrten lieber nennen hörte, allgemach berühmt oder berüchtigt, wie man sagen kann. Zeitweise aber brachten sie ihn auch auf Wochen und Monate ins Gefängnis, und obwohl er dort eine etwas magrere Kost als zu Hause bekam und nebenbei noch Holz sägen mußte — er ließ von seinem gefährlichen Treiben nicht ab. Er betrachtete sich als Märtyrer, beufen, der Freiheit eine Gasse zu bahnen.

Die vielen Zusammenstöße mit den Behörden waren aber immer auch mit großen Kosten verbunden. Dazu kam, daß der zu jedem Opfer bereite Volksmann seinen Anhängern sehr oft auch mit Darlehen aushalf, die er in den meisten Fällen nicht mehr zurück erhielt.

So kam es, daß dem einst so begüterten Manne sein schönes Anwesen von Gerichts wegen versteigert wurde, als er noch nicht ganz fünfzig zählte.

Und jetzt, wo er nichts mehr besaß, fielen die Freunde, die politischen und die unpolitischen, von dem Apostel ab wie vom Baum die Blätter im Herbstwind. Zu spät sah er ein, daß eigentlich der der Klügste sei, der in allererster Linie für sich und seine Angehörigen sorgte, zumal das Hemd dem Leibe ja immer näher liegt als der Rock.

Die Frau, die rastlos tätig gewesene Kathrine, überlebte diesen Schlag nicht lange. Schon sechs Wochen nach der Gant trug man sie hinaus auf

den Friedhof, wo sie aller Not und Sorge los und lebzig war.

Ihm, dem Seppentoni, aber übertrug man das Amt des Nachwächters, wohl nur, damit er der Gemeinde nicht zur Last falle.

Mit allzugroßen Mühen und Sorgen war dieser Dienst nicht verbunden. Der Nachwächter hatte bloß morgens und abends sowie mittags in der kleinen Kirche des Ortes Betzeit zu läuten, nachts um elf Uhr die Polizeistunde anzulagen und dann — statt daheim in der Wohnung — auf der Wachtstube im Rathaus zu schlafen.

Gestohlen wurde im Orte nicht. Von einem Diebstahl oder gar einem Mord hatte man noch nie etwas gehört, und wäre doch jemand mit solch böser Absicht umgegangen, der alte Nachwächter hätte dem Verbrechen auch unter Zuhilfenahme seines hundertjährigen, rostigen Dienstspießes nicht wehren können. Man hielt den Nachwächter also nicht, weil man ihn



Nachts um elf Uhr hatte er die Polizeistunde anzulagen.

nötig hatte, sondern mehr, weil er eine Überlieferung war.

Als Gehalt bezog der Seppentoni von jedem Bauern im Orte alljährlich einen Scheffel Korn, für den aufreibenden Dienst gerade genug, genug auch für den Seppentoni, der große Bedürfnisse nicht hatte.

Sein Einkommen verzehrte er bei seiner Tochter, der roten Mariann, die ihrer fuchsroten Haare und der zahlreich über das ganze Gesicht verbreiteten Sommerprossen wegen den Gedanken ans Heiraten klugerweise nie hatte aufkommen lassen, sondern als ehrbare Jungfrau lebte.

Eine alte Base, die aus gleicher Ursache sich zur ewigen Jungfrauschast hatte bequemen müssen, hatte der Mariann, um sie für die Vernachlässigung, die ihr seitens der Mutter Natur widerfahren, zu entschädigen, bei ihrer Abreise aus dem Diesseits in ein besseres Jenseits ihren ganzen Mammon im Betrage von 500 Gulden vermacht. Mit diesem Gelde hatte sich die kluge Mariann die Hälfte, nämlich den untern Stock eines alten baufälligen Hauses gekauft und dann von dieser Residenz aus einen schwunghaften Handel mit Eiern und Butter unternommen.

Seppentonis Sohn, der Fabian, hatte, als er den Zusammenbruch des väterlichen Hauses kommen sah,

rechtzeitig das Weite gesucht, um, wie er sagte, der Schande zu entgehen.

Er war in verschiedenen Schweizerstädten als Hausknecht tätig gewesen, und nachdem er sich in Genf mit dem Französischen vertraut gemacht hatte, nach Paris abgereist. Dort, wo, wie ihm gesagt worden war, schon mancher Savogardenbube Millionär wurde, glaubte auch er sein Glück zu finden.

Millionär wurde er in Paris nicht, aber er fand sein Glück, das heißt eine an Jahren schon ziemlich vorgerückte Pariserin, mit der er aus Klugheitsgründen kurz entschlossen den Bund fürs Leben schloß.

Jährlich neunundzwanzig Scheffel Korn, freie Wohnung, Bedienung von der Tochter und monatlich fünf Franken für Schnupftabak — es war für den ehemaligen Vogtsbauer etwas wenig, aber er kam damit aus, weil mit zunehmenden Jahren seine ohnehin geringen Bedürfnisse immer weniger wurden.

Beinahe zwanzig Jahre versah er das Amt des Nachwächters zur Zufriedenheit aller, und der Gleichmut, mit dem er sich in seine nun so bescheidenen Verhältnisse fügte, söhnte viele, die ihm seines früheren Lebens wegen gram gewesen waren, wieder mit ihm aus. Er glaubte auch nichts anderes, als daß er mit dem Glockenseil oder dem Dienstspieß in der Hand, also im Amte sterben würde. Allein es kam anders. Seine Tochter, die rote Mariann, starb nach langer, überaus schmerzvoller Krankheit. Ihre geringe Habseligkeit war für Arzt, Pflüge und Beerdigung draufgegangen. Ihr halbes Haus wurde von andern fremden Leuten bezogen, so daß der Seppentoni zum zweitenmal die Heimat, den letzten ihm verbliebenen Unterschlupf verlor.

Einige Wochen später traf ihn ein neuer Schlag. Der Fabian, der immer das Geld für den Tabak geschickt hatte, war ebenfalls gestorben. Wie er, der Seppentoni, ohne Schnupftabak leben sollte, war ihm unerfindlich. Woher er aber in Zukunft welchen bekommen sollte, wußte er noch weniger.

Er besprach sich mit dem Gemeindevogt — der Ort war damals noch österreichisch — und fragte, was nun, da er die Hilfe der Kinder verloren, noch weiter mit ihm geschehen würde. Denn daß er mit neunundzwanzig Scheffeln Korn nicht das ganze Jahr leben könne, das sehe schließlich ein Blinder ein.

„Müßt halt umessen,“ entgegnete der Vogt kühl und gelassen. „Einen andern Rat wüßt' ich keinen!“

Umessen? Er, der Seppentoni, der ehemalige Vogtsbauer, der Sohn eines Geschlechtes, das Jahrhunderte im Orte ansässig war und das Vogtsamt mehr wie zehnmal bekleidet hatte — er sollte umessen, von einem Bauern zum andern gehen, — er glaubte, der Schlag müsse ihn rühren, — er sah den Vogt drohend und herausfordernd an.

„Und das sagt Ihr zu mir, Vogt?“ fragte er, und sein Gesicht verzerrte sich zu einem häßlichen Grinsen.

„Ihr habt meinen Rat verlangt, Altvogtsbauer,“ entgegnete der Vogt, „und ich hab' Euch den einzigen gegeben, den ich weiß. Wärt Ihr noch der Vogts-“

bauer, hättet Ihr Euern Hof noch, dann hätt' ich Euch einen andern geben können. So aber seid Ihr ein alter habloser Mann. Solche aber müssen altem Herkommen nach umgehen. Das wißt Ihr auch."

"Ihr habt recht, Vogt. Es ist so," entgegnete der Seppentoni. "Das ist einmal der Armut Los, und



"Wißt halt umessen," entgegnete der Vogt kühl.

es gibt solche, die es zu tragen wissen. Aber ich, der Advogtsbauer, gehe lieber zehnmal in den Tod, als daß ich eine Bettelsupp' esse."

Dabei reckte er sich in die Höhe, als ob er der Vogt und der andere der Bittsteller wäre, nahm dann seinen Stock fester in die Hand und wankte hinauf zu seinem Bruder, dem Nazi, der noch immer Wohnrecht im Vaterhaus besaß.

Die beiden Brüder waren immer gut miteinander ausgekommen, dadurch, daß keiner sich um das Tun des andern kümmerte und jeder seine eigenen Wege ging. Es herrschte keine Feindschaft, aber auch keine brüderliche Liebe zwischen ihnen. Der Nazi hatte einen Pfl auf den Seppentoni, weil dieser seiner Meinung nach bei Übernahme des Hofes im Vorteil gewesen war. Den Seppentoni aber ärgerten die Zinsen, die er dem Bruder für dessen auf dem Hofe stehende Summe alljährlich hatte herausbezahlen müssen. Warum? Damit dieser ein Tagdieb leben mit seinen Vögeln führen konnte.

Diese ärgerlichen Zinsen wurden zwar mit jedem Jahre geringer; denn der Nazi erhob nicht nur diese, sondern alljährlich noch einen erheblichen Betrag vom Kapital. Diesem Brauche war er auch treugeblieben, als der Bruder Seppentoni um Haus und Hof ge-

kommen war und ein fremder Bauer im elterlichen Hause Einzug gehalten hatte.

Gar viel konnte der Nazi nach Seppentoni's Berechnung nicht mehr haben. Aber doch so viel, daß es die paar Tage, die sie noch zu leben hatten, für beide ausreichen mochte. Und als Sohn eines Vogtsbauern würde er wahrscheinlich nicht dulden, daß der Bruder bei den Bauern umging.

Unter solchen Berechnungen, Vermutungen und Hoffnungen kam Seppentoni zu seinem Vaterhause, zu seinem Hofe, bei dessen Anblick ihm stets ein Stich durchs Herz ging.

Der Nazi hatte seine Residenz nicht im eigentlichen Wohnhaus, sondern im zweiten Stockwerk eines Seitenbaues, im sogenannten Stöckle. Mühsam kragelte der Seppentoni die steile, enge Treppe hinauf. Er kam zu einer angelehnten Tür und trat unangemeldet ein. Was er aber sah, war keineswegs geeignet, seine Hoffnungen auf des Bruders Hilfe zu steigern. Die Fensterscheiben der großen Stube waren teilweise eingeschlagen und dunkelgrün vom langjährigen Schmutz, der darauf lag. Von den Dielen des Bodens war nichts mehr zu sehen, so dicht waren sie vom Vogelmist verunreinigt. In einer Ecke der Stube lag ein zerrissener Strohsack und auf diesem, wie ein Wurm zusammengerollt, Nazi, der Rentnier. Neben dem Strohsack stand eine alte Kiste, die dem Nazi augenscheinlich als Tisch und Stuhl zugleich diente; denn ein anderes Ausstattungsstück war nirgends zu sehen.

Auf diese Kiste setzte sich, ermüdet, wie er war, der Seppentoni.

"Was willst?" fragte der Nazi, mühsam den Kopf ein wenig hebend.

"Hilfe suchen bei dir," entgegnete der Seppentoni, "aber ich seh' schon, daß du sie selbst nötig hätt'ist; denn daß du kein Kapitalist mehr bist, sagt mir dein Aussehen und dein Lager."

Die letzte Woch', entgegnete Nazi, "hab' ich dem Schreiner die Bettlade verkauft, weil ich nichts mehr zu heißen und zu nagen gehabt. Dort in der Kiste ist noch ein Rest Brot. Ist der gegessen, dann bin ich am Ende meiner Mittel; denn für den Strohsack wird mir niemand was geben wollen."

"Und wenn das Brot gegessen ist, was dann?" "Dann kann ich verhungern, wenn ich nicht umgehen will."

"Und was ziehst du vor?" fragte Seppentoni. "Ist aber das eine Frage, Seppentoni! Lieber beiß' ich mir die Zung' ab, als daß ich jemand was heiße."

"Nazi," entgegnete freudig erregt und gerührt der Seppentoni, indem er dem Bruder die welke, zitternde Hand reichte. Noch nie im Leben hab' ich es so gefühlt, daß wir Brüder, daß wir Zwillingbrüder sind, wie in diesem Augenblick. Deiner Meinung bin auch ich. Unsere Eltern, Nazi, haben uns ein schönes Gut hinterlassen, aber nicht die nötige Erziehung gegeben, um es richtig zu verwalten und in Ehren zu bewahren. Sie haben gefehlt, arg

gefehlt, aber aus übertriebener Liebe zu uns. Drum dürfen wir ihnen die Schande nicht machen, daß wir im Dorfe umgehen. Zu leben haben wir nichts mehr. Also bleibt uns nur der Tod. Der Hungertod aber ist ein langweiliger und schmerzhafter Tod. Also komm, ich weiß einen leichtern."

"Wohin?"

"Du wirst es sehen. Sind wir miteinander auf die Welt kommen, so laß uns auch zusammen wieder abziehen!"

"Aber meinen Staren, den einzigen Freund, der mir geblieben ist," sagte der Nazi, "wer wird ihn füttern?"

"Tolpatsch!" schrie der in der Stube herumhüpfende Star.

"Du hast die Antwort," sagte der Seppentoni. "Du bist ein Tolpatsch, wenn du glaubst, daß der verhungern wird, wenn er dich nicht mehr hat. Die Menschen, das solltest schon lange wissen, das kannst an dir selbst abnehmen, füttern zehnmal lieber ein anderes Geschöpf, einen Hund, einen Affen oder sonst ein Getier, als ein Exemplar ihrer eigenen Gattung. Also komm und kümmere dich nicht um den Staren."

"Es muß sein," sagte Nazi, indem er sich mit mehr Entschiedenheit, als man ihm hätte zutrauen sollen, von seinem Lager erhob. "Es muß sein, und was du kannst und was du mußt, das getrau' ich mir auch!"

Er griff nach seiner Mütze und nach dem Stock und schickte sich an, seinem Bruder zu folgen. Als sie aber auf der Türschwelle standen, scholl ein munteres: "Adieu, Adieu!" hinter ihnen her. Es war die Stimme des Staren.

Dem Nazi schoß das Wasser aus den Augen. "Seppentoni," sagte er, "ich geh' mit, wohin du mich führst. Aber den Hansel nehm' ich mit. Wenn kein Mensch, so wird doch er, mein einziger Freund, uns das letzte Geleit' geben. Komm, Hansel, komm!" so rief er dem Staren. Der trippelte folgsam gegen seinen Herrn hin.

Der Nazi nahm ihn sorgfältig und zärtlich auf den linken Arm. Dann schritten die beiden hinaus ins freie Feld, nach dem Walde hin.

"Hast du auch Seile bei dir?" fragte Nazi.

"Wo zu?" entgegnete Seppentoni.

"Nun, wenn wir uns doch aufhängen wollen."

"Aufhängen? Nazi, das gibt's nicht. Das ist der schimpflichste Tod, den man sich denken kann. Das wär' noch schimpflicher als Betteln und Umgehen. Denn aufgehängt werden alle Schelmen. Nein, wir wählen eine schönere, ehrlichere Todesart. Wir ertränken uns, Nazi. In der Beresina sind Tausende von braven Menschen ertrunken, und selbst Kaiser Barbarossa fand sein Ende in den Fluten eines Flusses. Also kann es auch für uns nicht schimpflich sein."

"Barbarossa, Beresina — von solchen Frauenzimmern hab' ich noch nie etwas gehört," sagte Nazi.

"Kann mir's denken," sagte Seppentoni, den Bruder mit einem Gemisch von Geringschätzung und

Mitleid betrachtend, "hast ja nie ein Buch in die Hand genommen, sondern ohne allen höhern Schwung in den Tag hineingelebt, einzig mit deinen Vögeln."

"Wenn auch. Ich hatte doch meine Freude dran."

"Und ich hatte sie an den Büchern, Nazi. Aber eben deswegen, weil wir nur unserer Freude lebten und dabei den Ernst des Lebens nicht erfaßten, hat sich unsere Freude in Leid verwandelt. Der Mensch, das hab' ich nachträglich, leider zu spät, eingesehen, ist nicht nur zur Freude, nicht nur zum Genießen auf der Welt. Er soll ernste Pflichten erfüllen. Für uns ist es nun zu spät. Wir haben unsere Zeit versäumt. Uns bleibt nur eines übrig: für unsere Torheiten und Unterlassungssünden zu büßen. Komm, dort drüben rauscht der Bach!"

Der "Bach" war ein mildes Verflüßchen und besonders jetzt, zur Frühlingszeit, ziemlich angeschwollen. Er lief mitten durch das enge Tal und war an verschiedenen Stellen von schmalen, schwanken Stegen überbrückt. Als sie auf einem dieser Stege



"Adieu, Hansel!" sagte er.

angekommen waren, gab der Seppentoni dem Nazi die Hand.

"Nazi," sagte er, "wir sind am Ziel. Wenn ich dir je im Leben ein Leids getan, so verzeih; denn noch zwei Minuten und wir sind nicht mehr."

Der Nazi streichelte seinen Staren. "Adieu, Hansel!" sagte er, während ihm zwei dicke Tropfen aus den rotunterlaufenen Augen rollten. "Will's Gott, wirst keinen Hunger leiden!" —

"Tolpatsch!" erwiderte der Star, indem er vom

Arme seines bisherigen Herrn und Lehrmeisters auf das Geländer des Nachsteiges hüpfte, auf dem die beiden Todesgänger standen.

„Auch der will nichts mehr von mir wissen,“ sagte Nazi schmerzlich bewegt. „Seppentoni, von allen und jedem verlassen, wird es Zeit, daß wir gehen.“

„Das mein' ich auch,“ entgegnete dieser, umfaßte den Bruder mit beiden Armen — ein Schwung — und sie sanken hinunter in den Bach, wo das Wasser schäumend über ihnen zusammenschlug.

Der Star aber, ob dem Gebrause des Wassers erschreckt, hob sich freischend in die Höhe: „Adieu, Adieu!“



Wildwasser.

Eine Erzählung aus
Kärnten.

Von Hans Kerschbaum.

1.

Es ist eines der Alpentäler, die ihrer landschaftlichen Schönheit wegen in den Reiseführern durch die österreichischen Alpen als besonders besuchenswürdig verzeichnet stehen und die im Sommer besucht werden von Fremden aus aller Herren Ländern.

Reiche Bergwälder und sattgrüne Auen rücken da oft so nahe zusammen, daß das schmale Bergsträßlein die Anhöhen erklimmen und an laub- und nadelwaldreichem Gelände wie eine Schlange hintriechen muß, weil es in der Niederung nicht so viel Raum findet neben dem Fluß, der ihm bald knapp zur Seite, bald in schwindeliger Tiefe unten dahinjährt.

Das Sträßlein ringt stetig mit dem viel stärkeren Gegner, dem Wasser. Die Straße ist ja ein armselig Menschenwerk, das Wasser eine elementare Naturkraft. Seit Jahrtausenden durchzieht der Fluß das Tal, und es ist, als betrachte er die Straße als unbefugten Eindringling: er bohrt und wühlt und nagt und frisst an ihrem Damm und bedrängt sie an manchen Stellen so hart, daß sie einen kühnen Sprung wagt und über den Fluß hinwegsetzt, um sich vor seinem Zerstörungsdrange zu retten. Auf diese Weise muß die Straße das Wasser mehrmals überspringen, um bald diesseits bald jenseits des Flusses den Ausweg aus der Talenge zu suchen.

Zuweilen weitet sich das Tal, dann erschaut das Auge an steilem Gehänge und sanft abfallenden Bergwiesen, oft hinter Baumgärten halb verborgen, ansehnliche Bauernhöfe, idyllische Weiler und einschichtig verstreute Häuschen, zumeist ganz und gar aus Holz erbaut, mit überhängendem Dach und dem heimelnden „Gang“ rundum. Auf bewaldeten Rogeln steht manchmal ein schlanktürmiges Kirchlein, zu-

weilen das düster ragende Gemäuer eines einstigen Mitterschlosses.

Ab und zu erspäht das Auge eine heitere Alm mit weidenden Kindern und schönen Pferden; viel Hochwald und dahinter und darüber kühn ragende Gebirge, graue Zinnen und stolze Gipfel im leuchtenden Firn.

An den Vorbergen entgehen dem schauenden Auge nicht die tiefen Rinnen und wild verarbeiteten Furchen, die wie Striemen vom Bergsattel zu Tale ziehen: das sind die Läufe der Sturzbäche; bei trockenem Wetter ohne Wasser, ohne Gefahr; zu Regenzeiten dagegen stürzt das Wasser von allen Seiten heran und rast, immer noch tiefer grabend und furchend und Geröll und Fels mit sich reißend, die Höhen hinunter als die schreckenverbreitende Gieß. Die Gießbäche sind die treuen Spießgesellen der Wildbäche, die ihre kühnen Führer sind allerwege.

Was regjamer Menschengestalt auch immer erfinden mochte, um diese wilden Wasserkräfte zu bändigen — es war noch alles unzulänglich. Wie ein gebrechliches Spielzeug in der Hand des launischen Kindes erwiesen sich die Werke der Wasserbaukunst der fast unbezwingbaren Naturkraft gegenüber.

Und so ist es in diesem Tale, in dessen Hinterhalt der Seitengraben und Bergschluchten das tückische Drachengeschlecht der Wildbäche lauert, daß neben verwüsteter Kultur behäbigster Wohlstand gedeiht.

Wenn der Wanderer soeben noch zwischen starren Felsmauern dahinzieht und eine besonders bedrohliche Stelle hinter sich hat, die im Volke ihrer Enge wegen Klause genannt wird, muß er wie gebannt verweilen, um das vor seinen Augen sich ausdehnende Landschaftsbild mit stiller Andacht zu beschauen oder mit einem Laut der Bewunderung zu begrüßen.

Das Tal legt sich breit auseinander, Wiesen und Felder füllen es aus und steigen zu beiden Seiten das Gelände hinan bis an den Saum der Wälder. Manch stattliches Dorf, manch behäbiger Hof liegt inmitten der grünen Wiesen und Felder, und an der Talstraße bemerkt der Wanderer große Holzlagerplätze mit hochaufgebauten Stößen von allen Arten Sägehölzern. Neben der Viehzucht ist es noch der Wald, der einen ansehnlichen Wohlstand im Tal begründet hat.

Seitwärts an den Taladern, den tief in die Berge hinein verzweigten Seitentälern und Gräben, an günstigem Gefälle treibender Wasser, liegen die Sägemühlen, woher die Fuhrwerke Holzladungen herausschaffen auf die Lagerplätze der Händler und aus dem Tal hinaus zur Eisenbahn.

Und dort hinten, an der Ausmündung eines dieser engen „Graben“, aus dem ein munterer Gebirgsbach hervorbricht, der sich draußen in der Talmitte mit dem Fluß vereint, dort hinten in der Grabenmulde, vom Tal aus kaum zu sehen, steht eines der größten Sägewerke des Tales: die Franzmühle.

Seit mehreren Menschengeschlechtern bedeutet dieser Bach in gewissem Sinne einen Goldstrom für die

Franzmühle: sagte der Franzmüller manchmal doch gerne, daß ihm das Geld auf dem Bach zuschwimme. Ein Urahn von ihm hat an diesem Wasser neben seiner bescheidenen Behausung eine kleine Holzsjäge errichtet und die billige Wasserkraft zu verwerten begonnen.

Der Betrieb in der waldbreichen Gegend vergrößerte sich rasch. Jedes Jahr kamen die Handwerker, die Zimmerleute, die Maurer und die Tischler auf die Franzmühle. Immerzu wurde gebaut, verbessert und vergrößert. Und dann stand an Stelle des schlichten Häuschens aus rohen Steinmauern und Balken ein stattliches Haus: von Grund auf gemauert, mit geräumigen Stuben und Kammern, mit einem Stockwerk, mit lichten, hohen Fenstern, blinkend weißen Mauern und mit einem rotbraunen Ziegeldach, auf dessen First ein zierliches Türmchen mit vergoldetem Windsfächchen und Blitzableiter thronte. In dem Türmchen hing ein Glöcklein, das mit dem Wasserwerk zu verbinden war und zu allen Mahlzeiten die Leute der Franzmühle in die geräumige Warstube zusammenrief.

So fein haben es sich die Franzmüllerischen eingerichtet wie auf einem noblen Herrngut. Nebst Wohnhaus und Sägewerk stehen noch eine Anzahl Wirtschaftsgebäude, Speicher, Schuppen und Ställe, so daß es sich anjah wie ein Weiler.

Den Wasserlauf zurück, tiefer in die Berge hinein, stehen wohl noch etliche Sägen, doch keine von ihnen hat es zu solchem Wohlstande gebracht.

Zur Schaffung dieses Wohlstandes wirkte auf der Franzmühle noch ein anderer Umstand mit, das war die Viehzucht. Weit im Lande und darüber hinaus war es bekannt, daß in den Ställen der Franzmühle das schönste Vieh der rotbraungefleckten Mölltaler Rasse und die besten Milchfüße des Kärntner Blondviehes zu erfragen seien. Nirgends im ganzen Tal hielten die Viehhändler so eifrig Zuspruch als auf der Franzmühle, welcher Tausende Gulden auf diese Art zuslossen.

2.

Heute ist auf der Franzmühle alles in Aufregung. Gott sei Dank: diese Aufregung ist freudiger Art! Von der Hausfrau an, der lebenswürdigen Franzmüllerin, bis herunter zum geringsten Dienstboten, deren auf dem Hofe wohl ein Halbduzend gezählt werden, obgleich nicht alle daheim sind, ist alles in neugieriger Erwartung. Die Mägde räumen noch eifrig den Hof auf; sie segnen, daß der Staub davon wirbelt, gerade so als wäre der nächste Tag ein Festtag. Und einem Feste gilt es wahrhaftig: dem Feste der Heimkehr.

Einige Knechte stehen oben auf dem Mühlbühel und halten Auslug über die Talstraße. Der Zeiger der Kirchenuhr, der mit seiner neuen Vergoldung vom Dorf herausleuchtet, rückt gegen Mittag vor. Drei Stunden früher haben die Heimkehrenden die Eisenbahn, die jenseits der Berge dem Tirolerlande zuweilt, verlassen; nun müssen sie bald in Sicht kommen.

Fahrer Hintender Bote für 1914.

Die Burschen haben schon eine Anzahl Böller geladen, die den Heimkehrenden laute Grüße entgegenenden sollen. Am Bühel brennt ein Feuer, in dessen Glut der Zünderspieß steckt.

Der Loise hat den weitesten Auslug; er steht oben auf einem hausgroßen Felsbrocken und vermeldet nun: „Zuhu! Se kemmen!“

Die zwei Genossen klettern zum Loise hinauf. Aber das, was sich weit draußen auf der Straße in einer kleinen Gruppe herانبewegt, ist noch kaum zu erkennen.

Der Loise aber behauptet: „Se seint's!“

Und der Thomele meint, daß sie den großen Stier an der Spitze führen.

Und der Lenze vermutet, daß der „Große“ den ersten Preis bekommen habe.

„Woanst, weil's größte Rindvieh allemal das meiste Glück hat,“ bemerkt der Loise anzüglich. „Ehender hat 'n schon der „Kloane“ gekriegt: findest lang loan, wie der gebaut is — mein Liaber!“

„Wohl!“ sagt der Thomele und schmunzelt. „Af die Größ'n kimmt's da dabei aa nit allemal au . . . Große Rindviecher gibt's eh mehr als genuag!“

So witzeln die drei Burschen und verfolgen den schwarzen Punkt, der langsam näher kommt. Ein Bergkogel verdeckt ihn auf eine hübsche Weile. Nachdem der kleine Trupp wieder zum Vorschein kommt, beginnt der Loise bedächtig zu zählen. Als er Mensch und Vieh der Reihe nach abgezählt, sagt er treuherzig und wohlbefriedigt: „Se seint alle g'sund banander!“

„Und hiaza schaug!“ ereifert sich der Thomele, „den Groß'n treib'n se ganz af z'lekt. Der Hans is mit 'n Kloan voran — siagst eahm? Der hat was um die Hörndlen! . . .“

„A Kranzle — meiner Seel': der hat ein' Preis gekriegt!“ freut sich der Loise.

„Schaugt's hin! Secht's, wie der Müllner 'was in die Höh' haltet!“

„Das is a Preisfahne — dö's kenn' i!“

„Und die Lene tragt aa oans!“

„Gelt's ös: der Tonele treibt 's Kalberle? Hat der nit aa a Fahne? — Firaudi! Der hat aa oans!“

„Tuifi! Buamen: dö's is a Ehr' — so wernt weanig von der Schau hoamsiag'n!“

Sie eilen zu den Böllern. Sechsmal hintereinander kracht es. Ein langes Echo rollt in die Berge hinein. Im Dorf kommen die Leute aus den Häusern. Als sie am Mühlbühel das Pulver verrauchen sehen, erraten sie den Zusammenhang.

„Der Franzmüller kimmt von der Tierschau!“

Die Kinder begrüßen mit lautem Brüllen die heimatische Gegend. Einer und der andere von den Burschen tut einen Jauchzer.

Und das Ganze ist ein erquickliches Schaustück. Ein starker Bursch in der kurzen „Tschenen“ und in grünen Strümpfen führt an der Spitze des Zuges den kleinen gefleckten Mölltaler Stier am Nasenring. An den Hörnern hängt dem prächtigen Tier ein



Kranz aus Eichenlaub. Ein zweiter Knecht reißt sich mit einem Paar wohlgestaltiger Ochsen an; dann kommt eine Magd mit zwei blonden Milchkühen, die das Preismelken mit bestem Erfolg bestanden haben. Der Hütbub treibt ein preisgekröntes Kälbchen, das er unterwegs mit einem Eichenkranz geschmückt. Wie das Bürschlein stolz das Preisfährlein flattern läßt! Den Schluß macht der „Große“; den führen zwei Knechte am Nasenring und er macht ihnen zu schaffen. Hintennach geht der Franzmüller mit seiner Tochter, und allbeide tragen noch ein paar der weißroten Fährlein.

Indes der frohgemute Zug der Heimkehrenden gegen die Franzmühle hinaufzieht, geht dort oben etwas Heimliches vor. Auf den Sprossen der Leiter, die an einer Schwarzsichte lehnt, steht zu dieser Zeit ein Bursch und hantiert eifrig und flink mit Hammer und Nagel und spannt frisches Reissiggewinde einem



„Der Franzmüller kinnmt von der Tierschau!“

Triumphbogen gleich über den Weg. Nun springt er eilig von der Leiter und ein rascher Blick überprüft das Werk: fein ist es und niemand hat ihn dabei bemerkt. Die Leiter, die er von einem Obstbaum weggeholt, bringt er wieder dahin, dann schleicht er mit einer heimlichen Freude davon.

Die Heimkehrenden übersehen die Triumphpforte nicht. Von der Mitte des grünen Reissigbandes hängt ein weißes, reissigumrahmtes Papierschild nieder, auf dem in säuberlich ausgeführten Buchstaben aus grünen Tannentrieben die trauten Worte stehen: Grüß Gott.

„Grüß Gott!“ ruft der Franzmüller überrascht und erfreut. Er bleibt ein wenig stehen und betrachtet sich die geschickte Arbeit. „Mit übel, das!“ sagt er. . . „Grüß Gott . . . Also, fein ma halt wieder dahoam!“

„Weil's nur decht wieder alle da seid's!“ begrüßt

sie die Müllerin. Die Worte kann sie kaum recht sagen vor lauter Freude.

Die Burschen und Mädchen kommen und lieblos die geschmückten Tiere, die eine Woche lang ihren heimatischen Stall entbehren mußten. Und die Hausmutter streichelt und tätschelt eines nach dem andern.

An diesem Tage ist auf der Franzmühle alles in froher, festlicher Stimmung. Als sie mittags um den großen Eßtisch in der Marstube beisammensthen, da reden sie alle riesig stolz von dem Preisvieh, das nicht nur dem Franzmüller, sondern auch seinen fürsorglichen Dienstleuten ein ehrendes Zeugnis ausgestellt habe.

Da ist der Franzmüller mit einem mächtigen irdenen Weinplutzer in die Marstube gekommen.

„Weil es so guat ausgegangen is,“ sagt er. Den Weinkrug stellt er mit einem Trinkglas auf den Eßtisch vor den Knecht Hans hin. „Den Wein trinkt's mit'nander,“ sagt er. „Der Hans schenkt ein.“

Dann schaut er wie forschend den Burschen, einem nach dem andern, eine Weile in ihre schmunzelnden Gesichter, und will auf einmal wissen, welcher von ihnen denn das feine Grüß Gott überm Weg gemacht habe.

Die Knechte schauen sich gegenseitig an, neugierig, wer sich melden würde. Es meldet sich wunderlicherweise keiner.

„Nou?!“ sagt der Hausherr schon erstaunt: „Das is mir ja das Neueste, daß unsere Buamen so g'schamig seint!“

Der Thomele muß reden. „Von uns,“ sagt er wahrheitsgetreu, „hat es koaner g'macht — mir hamt mit'n Schiaken z'toan g'habt.“

„Und g'merkt hat's aa koaner, wer es g'macht hat?“ wundert sich der Müller.

„I nit, i!“ sagt der Lenze, und die andern schütteln in gleichem Sinne ihre Köpfe.

Der Franzmüller hält ein blinkendes Goldstück zwischen den Fingern.

„Da schaugt's her: döös da hätt' i eahm geb'n mög'n dafür, weil er's gar so sauber z'wegen hat gebracht!“

Es tut ihnen leid um diesen glänzenden Lohn, den sich keiner von ihnen verdient hat.

„Weschtia!“ sagt der Lenze leidvoll. „Daß mir das nix is eing'fall'n!“

Am Nachmittag geht der Franzmüller durch Haus und Hof. Er schaut nach den Rindern und geht zur Säge, er besieht sich die mächtigen Bretterstöbe, die während er fort war, verschnitten worden sind, dann das Blochholz, das in gewaltigen Bergen da liegt; er geht durch die Schupfen und Scheunen, wo bis an den First hinauf die reiche Sommerernte angehäuft ist. Ueberall bemerkt er mit Zufriedenheit die Umsicht und den Ordnungssinn seiner tüchtigen Ehefrau.

„Brav hast g'haust, Muatterl,“ lobt er seine Frau, die ihm nachkommt. „Und a Freud' is, wenn du

heuer in die Stadeln schaugst: alles voll und toll. Der Herrgott hat uns a guates Jahr g'schenkt. Das Körndel is schön und schwer. Das Fuatter hab'n wir schon lang nimmer so guat gekriegt. Wann 's Wetter no a Weil so haltet, werd 's Groamatle aa schön. 's Winterobst klaub'n wir af die nächst' Wochen ab. Und nachdem, mein' i, können wir Bergeltsgott sag'n."

Das spricht der Franzmüller mit frohem Gefühl. Er hat gewiß Ursache dazu. Auf seiner Wirtschaft liegt sichlich der Segen. Jetzt nach seiner acht Tage langen Abwesenheit merkt er's wieder, was er an seinem Besitz für einen köstlichen Reichtum hat. In dieser heiteren Stimmung frohlockt er: „Mein liab's Weiberle: dahoam is es halt decht alleweil am schönsten!"

Die Müllerin ist froh und glücklich; sie ist eine so bescheidene stille Frau; immer zufrieden damit, was der liebe Gott ihr gibt, und dafür ist sie ihm auch von Herzen dankbar.

Sie ist ihm aber noch besonders Dank schuldig, und das kam so: Als die Lene mit zwölf Jahren in der würgenden Diphtherie lag und im Tal die Kinder ihren Eltern an dieser tödtlichen, grausamen Krankheit dahinstarben, da hat die Franzmüllerin eine böse Stunde erlebt. Nächstlang hat die Mutter sorgenvoll am Krankenbett ihres einzigen Kindes gewacht und geweint. Da war es in einer bangen Spätsommernacht; der Hof lag in Stille, nur das gewohnte Geräusch des Wassers drang in die Krankenstube, wo das Kind zu röcheln begann und gierig nach Luft rang. Was bot die Mutter alles auf! Und sie konnte dem Kinde dennoch die Qual nicht erleichtern. Alles versagte. Das Kind rang mit dem Tode. Da warf sich die verzweifelte Mutter vor das Gnadenbild der Lieben Frau und flehte die Gottesmutter um ihre Fürbitte an: der liebe Herrgott möge ihr das einzige Kind nicht nehmen!

Und die bangende Mutter tat ein Gelöbniß zur Gnadenstätte auf dem Lushariberg.

Als der Müller morgens in die Stube trat, fand er seine Frau wie leblos vor dem Marienbilde hingefunken. Lange konnte sie sich nicht fassen. Blöthlich richtete sie sich aber auf und schritt an das Bett ihres Kindes. Dort kniete sie nieder und weinte erschütternd — das Kind lag in sanftem Schlummer. Nach Wochen war das Fenerle von der schweren Krankheit genesen.

Damals offenbarte die Müllerin ihrem Manne das in ihrer Herzensnot gemachte Gelöbniß: So lange Gott ihr das Leben schenke, wolle sie alljährlich am zwölften September eine Kirchfahrt unternehmen zur Gottesmutter auf dem Lushariberge. Der Franzmüller wendete nichts ein. So war es in diesem Jahre das siebte Mal. Und an die Worte ihres Mannes anknüpfend, sagt jetzt die Müllerin: „'s recht, daß heunt gekemmen seid's — morg'n geh' i fort."

Der Franzmüller sinnt einen Augenblick.

„Ah, richtig!" Es ist ihm eingefallen. „Muatterle,

du dermirkst dir halt den Tag viel besser; i ver-gessest wohl häufig drauf . . . Nou, es is schon recht. Gehst halt in Gott'snamen wieder!"

3.

Der Franzmüller ist in der Stube und geht daran, in seine Pfeife Tabak zu stopfen. Die acht Tage her, die er in der Landeshauptstadt war, hat er gemeint, daß er als der Franzmüller standesgemäß nur Zigarren müßte rauchen. Dahoam taugt ihm die Pfeife besser.

Zu dieser behaglichen Stunde kommt ein Besuch. „Grüaß God, Müllner." Ungeachtet wie ein Tabak schiebt und dreht sich einer zur halbgeöffn-eten Tür in die Stube herein. Er sieht aus wie ein Mensch Mitte der Vierzig, ist aber keine Dreißig alt. Buschige Büsteln als Augenbrauen und ein Schnauzelbart, der aussieht wie ein ungleichmäßig abgenutzter Bartbesen, haben viel schuld daran, daß dieses allwegs dummlächelnde Angesicht so alt aus-sieht. Ein übriges tut auch noch die großväterliche Gewandung und die schwerfälligen Bewegungen dieses Menschen. Die große Tabakpfeife hält er beim Sprechen krampfhaft zwischen den Zähnen fest, und seinen gewaltigen schwarzen Raufhitz brächte ihm kein Sturmwind vom Kopf — der hält alldiemal wie angenagelt.

„Grüaß Gott, Simi!" begrüßt der Franzmüller den sonderbaren Kauz und ladet ihn gezwungen ein: „Sek' di nur her zu mir . . . hm! . . . Nou, Simi, was gibt's denn Neues — haa? . . . Bist auf und auf schwarz, du! . . . Gehst eppan doch niz Leichen-bitten — haa?!"

Der Simi gibt einen grunzenden Laut von sich. Das ist so sein Lachen.

„Dös nit — 's sege wohl nit!" sagt er mit seiner rodeluden Stimme. Dabei zerrt er ein großes Sack-tuch aus der unerhört tiefen Rocktasche und schneuzt sich mit riesigem Kraftaufwand.

Weil ihn der Müller nicht stört, gelingt es ihm nach einiger Zeit zu sagen: „Hon es wohl schon derfahr'n — i," (und das ist so, als bliebe ihm bei jedem Wort die Zunge irgendwo picken und als müßte er sie jedesmal wieder losreißen) „daß d'ös (Zhr) von der Schau seid's hintergekemmt'n — und daß d'ös so an Kottter Preis habt's gekviagt . . . Teurel eine! . . . (Er spuckt tüchtig aus: das ist seine Art des Beifalls, des Staunens oder weiß Gott was sonst.) Und mei Botta hat g'sagg: dös war a Stolz und a Ehr' für dös ganz' Tal — hat er g'sagg, sagt er, mei Botta . . ."

„Nou — bin schon z'fried'n!" schmunzelt der Franz-müller. „'s niz übel ausgegangen."

Der Simi setzt seine Pfeife in Brand, pafft fürchterlich, wirft das abgebrannte Hölzchen auf den reinen Fußboden und spuckt ihm gleich nach auch. Dieses Gerede von der Tierschau ist ihm bloß ein Vorwand.

„'s Hausen — hat mei Botta g'sagg, sagt er, tuat halt decht koaner mehr so guat versteahn — hat er g'sagt, sagt er, mei Botta, als wie der Franz-

müllner, und von den kunnt oaner decht no 'was lernen . . ."

Der Franzmüller vernahm sonst ein Lob über seine Wirtschaft und seine persönliche Tüchtigkeit nicht ungeru. Jetzt legt er kaum einen Wert darauf.

"Geh, geh, Simi," sagt er, "dein Vater is aa koa schlechter Hausjer nit und abgeahn tuat ent g'wis aa nix nit."

"Wohl nit! Ah, sege wohl eh lei nit!" Böllig stolz sagt das der Simi und mit Nachdruck poselt er den Rauch in riesigen Wolken aus der Pfeife.

"A Kreuz — a Kreuz is es halt lei! Der Votta und die Muatta seint aa lei niammer af der jüngersten Seit'n. Und i — i bin halt Sechszwoanz'g iaza . . . Und mei Votta hat g'sagg, sagt er: wirt aa schon a alter Stock, Simi — hat er g'sagg — und kunntest decht heirat'n aa . . ." (Der Simi unterbricht sich da und lacht so herzlich, als ob er gekitzelt würde. Entweder war's der "alte Stock" oder das Heiraten, was diese spaßige Wirkung bei ihm auslöste.)

Dann bregelt er weiter: "Die Wirtschaft, hat er g'sagg, sagt er, mei Votta, und 's Haus: sege laßt er mir, als sein' oanzig'n Sohn, verschreib'n. Den Holzhandel — hat er g'sagg, sagt er, den g'haltet er selber, weil er aa no a bissele a G'schäft möcht' hab'n — hat er g'sagg, sagt er — z'weg'n Zeitlang. Und es waar eh alles recht schean — hon i g'sagg zu mein' Vottan — grad a hausert's Weib kunnt i brauchen — hon i g'sagg . . . Und i wisset mir wohl oane . . . Mir seint ja mitnand' in die Schual gegangen . . . I und die Lenerle — hon i g'sagg . . ."

"Ah siagst!" unterbricht der Müller dieses fürchterlich umständliche Gerede. "I merk' schon, was du willst!"

Der Simi schaut ihn erstaunt an. In seiner Beschränktheit hat er's nicht bemerkt, daß er sich bereits geoffenbart hat.

"Waar nit aus!" staunt er. "Waar eh nit aus! Der Franzmüllner derratet oan ja schon lei goar die Gedanken!"

"Naa, mei lieber Freund," lacht der Müller, "dös kann i nit. Aber so viel kenn' i mi schon aus, daß dir a Braut tuast suachen — gel', du Schlankel!"

"Ja, meiner Seel' wahr — dös stimmt!" pläzt der Simi heraus und ist vergnügt darüber, daß ihn der Müller so leicht versteht. Und nun stört es ihn fast, daß die Müllerin hereinkommt. Schade: er war gerade so sicher im Anlauf.

"Schau, Muatterle," sagt der Müller zu seiner Frau, "schau amal, wer da is!"

Die Stube ist voll Rauch und die Müllerin muß schon genau hinschauen, um den Besucher zu erkennen.

Sie will schon sagen: Mariandjoseph! über diese Ansräucherung ihrer schönen weißen Zeugsachen. Dann sagt sie aber doch: "Der Simi is da . . . Grüß Gott!"

"Grüß God, Frau Muatter," erwidert der Bursch.

Sein Angesicht rinnt wie Butter in der Sonne auseinander. Und dieses bedeutet beim Simi stets, daß er zwar just nichts Gescheites zu reden wisse, jedoch die freundschaftlichsten Absichten in sich trage.

Auch jetzt hat ihm das plötzliche Hereinkommen der Franzmüllerin so weit die Red' verschlagen, daß er nur still und breit grinsen kann.

Der Franzmüller kommt ihm zu Hilfe.



„Ah siagst! I merk' schon, was du willst!“

„Jetzt rat' amal,“ sagt er zu seiner Frau, „was der Besuach bedeuten tuat!“

Und das hat den sonst so schwerfällig denkenden Simi sonderbarerweise wieder in Fassung gebracht.

„Ja — dös is nix leicht z'm derrat'n!“ lacht er plaßend drein. „D' Frau Muatter — hat mei Votta g'sagg — werd lei eh aa nix dageg'n hab'n — hat er g'sagg, sagt er — sie is ja bitannt für a stillene Frau, a brave . . . Und so viel guat haujert halt is sie — hat er g'sagg, sagt er, mei Votta . . .“

Die Franzmüllerin macht ein wenig größere Augen wie sonst. Und der Müller hat ohnedies schon genug von dieser Unterhaltung.

„Woast, Muatterle,“ schneidet er dem langweiligen Patron sein Gegadel ab, „der Simi will heiraten . . .“

Und die Müllerin sagt lächelnd: „Warum denn nit!“

Dem Simi kommt das wieder so komisch vor, daß er unverschämt lachen muß. Und es ist schauerlich, wenn der Simi lacht: Haahaahaaha . . . Haahaahaaha usw., daß ihm das Wasser aus den Neuglein purzelt. Und noch im letzten Stadium dieses elementaren Heiterkeitsausbruches gurgelt er: „Ja — da laßt si halt nix machen: oamal muß es sein!“

Und über seinen guten Spaß lacht er nochmal ein Stückchen.

„Und so viel i verstanden hab“, bringt der Müller die schier auseinanderkollende Sache wieder in Ordnung, „hat es der Simi af unser' Lene abg'segn...“

Und der Simi platzt schon wieder wie ein Bebrunnener hinein: „Ja — die Lenele — die tat mir g'fall'n — und mei Botta hat g'sagg: Simi, hat er g'sagg, sagt er: Dös waar die Rechte, die Franzmüllner-Lenele hat er g'sagg, mei Botta...“

Die Müllerin tut einen tiefen Atemschöpfer und ihre Augen schauen mitleidig diesen armen Narren an. Sie ist so verwirrt über den sonderbaren Einfall des Burschen, daß sie kaum weiß, warum sie sagt, daß die Lene den Leuten ihre Tausen auf die Wiesen nachgetragen habe.

Und damit löst sich der Spaß plötzlich auf.

„Hon sie wohl derseg'n!“ sagt drauf der Simi fast vorwurfsvoll. „Mit 'n Waldranerbuam hon i sie derseg'n, drobmet af der Waldleit'n... Und fugg — seint sie verschwunden g'west...“

Die Franzmüllerschen schauen sich verbucht an.

„Werst di aber verschaut hab'n, Simi!“ sagt der Müller grollend. Aber dabei gehen ihm schon unruhige Gedanken durch den Kopf.

„Ah — sege wohl nit!“ entgegnet der Bursch und klopft die Asche aus der Pfeife unter den Tisch hinunter. „Wann i oamal wen slag — nachdem hon i eahn aa g'sehg'n — mei Klaber — sehg'n tur i wie ra Geier — da gib't's amal nit!“

Der Franzmüller trommelt unwillig mit den Fingern auf der Tischplatte und die Müllerin erinnert sich plötzlich: sie hätte einen Reindling im Backrohr, weil sie morgen auf den Luschari Kirchfahrten gehe, und nun müsse sie nach der Küche.

Und nun fällt auch dem Müller ein: er müsse auf die Wiesen, wo die Leute das Grummet mähen.

„Woast, Simi,“ sagt er im Aufstehen, „da drüber reden wir a andersmal no weiter... Gehst hoamzua, so hama den gleichen Weg!“

„I geah hoamzua!“ sagt der Simi, doch ein wenig unbefriedigt von seiner merkwürdigen Brautwerbung.

Pfeife und Tabakbeutel und Streichholzschächtel kramt er zusammen, und unter viel Stiefelgepolter und sonstigem Lärm zwängt er sich zwischen Tisch und Bank hervor.

In der Hauslaube, an der Küchentür, sagt er dann noch: „Fiat God, Frau Muatter!“ Und geht, wie ein Alter gebeugt, mit dem Franzmüller am rauschenden Bach den Grabenweg hinein.

4.

So viel Freude dieser Tag auf die Franzmühle gebracht, mit ebensoviele Verdruß geht er zu Ende.

Der Müller nimmt am Abend, als das Essen vorbei, seine Tochter ins Gebet. Er will allerlei wissen: ob das wahr sei, daß sie mit dem Wald-rainer-Flore in der Waldleitn oben herumcharmire. Und ob er es denn erst jagen müsse, daß solches sich für ein anständiges Mädchen nicht schicke. Und im übrigen wünsche er, daß sie gerade dem Waldrainer-sohn aus dem Wege gehe.

Da schaut die Lene ganz still und bange zu Boden

und die Worte des Vaters kommen ihr fremd und kalt vor und sie rieseln ihr wie Schauer durch die Seele.

Und diese betroffene Schweigsamkeit läßt dem beobachtenden Vater manches erraten oder doch vermuten.

„Du, Diandle, das sag' i dir,“ sagt er jetzt mahnend, „tua mir hinter dem Ruck'n deiner Eltern koane Hoamlichkeiten hab'n! Woast du: mir seint erbgesezene Besizer... Die Franzmühl' is nit dazua da, daß si der erstbeste einsezt. Af das is von jeher g'schaut wor'n, daß unser Bestk für alle Zeit in recht'schaff'nen Händen verbleibt... Das war bis dato so, und a so muaf es aa immer bleib'n!“

Jetzt sind dem Mädchen die Augen naß geworden, und die perlenden Tränen haben zu tropfen begonnen. Und das konnte die Mutter, die mit schmerzreicher Liebe an ihrem Kinde hing, nicht ansehen.

„Es is genuag für heunt,“ redet sie versöhnend ihrem Mann ins Wort. „Es werd nit notwendig sein, daß da drüber gleich so viele Wörter wer'n g'macht.“

Und das Diandle heißt sie in die Küche gehen.

Aber der sehr strenge Herrenbauer auf der Franzmühle beginnt nun mit seiner Ehefrau zu poltern.



„Du, Diandle, das sag' i dir, tua mir hinter dem Ruck'n deiner Eltern koane Hoamlichkeiten hab'n!“

„Das mecht eahm g'fall'n, dem!“ sagt er hämisch. „Was der schon glabt! Der soll froh sein, daß er sein Leb'n hat!... Schaug, dumm waar er eh nit, der Spitzbua — der Schelm... Der hätt' si ja sein' Plan recht schön ausgetipfelt!... Aber i werd' dir schon no helfen — dir!“

„Ueber den Flore hat ma nia nit Schlechtes g'hört,“ sagt die Müllerin, denn an ihr findet alles Unrechte unüberwindlichen Widerstand. „Für das,

was die Eltern tuan, kann koa Kind 'was dafür. . . . Und daß der Waldraner sein Haus angezündet hätt' — das is aa nit ganz sicher bewiesen wor'n . . .

„Und z'wegen was hab'n sie eahm denn ein'gnaht?“

„Der Verdacht hat freilich af eahm hing'wiesen . . .“

„Na alsdenn! . . .“

Die Müllerin aber zuckt die Schultern.

„Ja, mein Gott — er kann es ja getan hab'n — so 'was kimmt schon aa für . . . Aber es seint halt aa schon Fälle g'west, wo oaner hat unschuldig sitzen müassen . . . Der Verdacht is halt amal geblieb'n af eahm . . .“

„Alsdenn!“ knurrt der Müller. „Er is halt amal im Kriminal g'storb'n . . . Dös is a verfluachte G'schicht!“

„Daß er im Arrest g'storb'n is — da kann er freilich nit dafür . . . Z'tod getränkt soll er si hab'n . . . Und vielleicht waar's eahm g'rat'n, die Unschuld nachz'weisen — wer kann es wissen — wenn er eben nit früher g'storben waar!“

„Ja, eben drum: wenn das »Wenn« nit waar, kumtet der Bettelmann Kaiser sein!“ sagt der Müller höh'nend. „Grad um das bissel handelt es si ja. Und iaht hilst eahm koa Herrgott mehr und koa Teufel aa niammer. Den Fleck hat er ins Grab mit'genommen und den kann eahm koaner mehr abernehmen . . . Das is es ja, von dem ma redet: ma laßt die Leut in Frieden — ma legt sener nit in Weg. Aber das is mir z' dumm, wenn si der Bua, der z'nichte, so was untersteht . . . Was glabt denn der, wer er is und wer mir seint . . . Du verdammter Kerl!“

„Muast nit so reden,“ beschwichtigt die Müllerin.

„Schaug, muast bedenken: Der Flore ist damals a kloanes Kind g'wesen — eahm kann doch ka Schuld treffen . . . Und wie der brav und fleißig is — wie er von Kindheit auf seiner Mutter wirtschaften hilst: zwoa Knecht, zwoa quate, machen das nit, was der arbatet — alles, was wahr is . . .“

„Ah — hör' mir auf! Das gült alles nit. Zaka is es mehr als zwoanz'g Jahr' her; und heunt reden die Leut no davon. Es nuht oamal nit: so was bleibt af oan hängen und weun der Mensch schon längst vermodert is. Das is wia ra Erbübel, von dem du niammer los werst!“

„Der Waldroanerin kann gerechterweis' aa niamand nit nachsag'n. Sie bringt si kümmerlich, aber recht ehrl'ich fort — da is nit z'reden. Is a Hascherle, a arm's! Was laßt si und plagt si von früh bis spat Nacht und derpart Dianstleut. Hat selm das Häußle aufgebaut ohne Geld und is heunt schuldenfrei. Manniger große Besitzer kumtet si a Beispiel nehmen, wie die zwoa da drobmet hausen und schaffen . . .“

Das spricht die Müllerin in ihrer ruhigen Art, mit viel Ueberzeugung und lauterer Wahrheit. Darauf scheint es, als hätte sie ihrem Mann die scharfen Waffen ein wenig gestumpft. Einen Augenblick tut

er verdrossen und sinnt; dann sagt er so im Hinbrüten: „Na, du bist ja mit die Leut' recht z'frieden!“

„Die z'widersten seint sie nit,“ antwortet die Müllerin, „i hab' gar nit gegen sie . . .“

Das regt den Müller wieder auf; sein Kopf wird rot, und ergrimmt schlägt er mit der Faust auf den Tisch.

„Aber i!“ sagt er sehr scharf und laut. „I schon — das sag' i dir! . . .“

Da legt ihm die Müllerin mit einem überlegenen Lächeln die kleine sanfte Hand auf den vom Schlag noch bebenden Arm.

„Geh, du Hitzköpfe,“ sagt sie, „red'n wir niammer davon — kommt Zeit, kommt Rat . . . Der liab' Herrgott werd's schon recht machen.“

Den Müller hält der Kreuz gefangen.

„Dazua brauch' ma koan Herrgott . . . Da bin i no selber genuag Herr!“

„Na geh — so muast aber decht nit reden!“ sagt die Müllerin und schaut ihren Mann vorwurfsvoll an.

Der schaut trutzig und mürrisch drein.

„Schaug du,“ redet sie ihm begütigend zu, „der sein' Seg'n so häufig af uns und unser' ganze Arbeit hat g'legt — den möchtest du jek' af oamnal niammer brauchen und tuast eahm beleidigen?! . . . Schaug, muast sie ja nit verachten, weil sie weniger hab'n als mir! . . . Muast koan' sein' Armut fürhalt'n . . . Schaug, was is der Mensch! af z'lest geht's allemal afs gleiche aus: der Reiche muast so guat unter die Erd'n wie der ärmste Bettler . . .“

„Dumm's G'redet!“ sagt der Müller unwillig. „Wenn mir amal g'storb'n seint, is es freilich ganz Würsch. Aber derweil mir leb'n, is es nit gleich, ob du was hast oder ob du nit hast! . . .“

„Na, lass'n mir's guat sein,“ entgegnet die Müllerin nachgiebig, „es kimmt eh dabei nit außer.“

Sie läßt den übelgelaunten Mann sitzen und geht in die Küche.

* * *

Am folgenden Tag liegt über der Franzmühle eine unfreundliche Spannung.

Der Müller geht am Morgen in den Berg, wo seine Holzleute arbeiten. Das Gesinde, dem der ungemütliche Zwischenfall nicht entgangen war, hächelt ihn fleißig durch. Jetzt weiß man sich's zu reimen, wer es war, der übern Weg das Reissiggewinde mit dem „Grüß Gott“ gespannt. Daß dieser freundliche Willkomm nicht dem Müller, sondern wohl mehr seiner Tochter vermeint war, ließ sich ahnen.

Ob der Franzmüller nun sein Goldstückel noch verschenken hätte mögen? Einige Hämische warfen diese Frage auf . . .

Indes schafft die Müllerin mit der Lene in Haus und Küche und nach Mittag tritt sie ihre Wallfahrt an.

Der Himmel ist trübe verhängt; seit dem Morgen koste das Wetter, als wolle es sich noch besinnen, wie es den Tag beschließen solle.

Das schöne Wetter hat viele Wochen her ange-

halten und die Tage waren noch ungewöhnlich heiß. Die Luft war wohl nimmer ganz klar, sie schwamm wie feines graues Gewebe unter der Sonne, und nun hat sich der blaue Himmel über Nacht verdüstert.

Als die Franzmüllerin zwischen den herbstlichen Fluren und Wäldern über Tal und Höb' dahingeht und in das bergumkränzte Kanaltal niedersteigt, fallen schon schwere Tropfen vom Himmel. Und nach kurzer Zeit setzt der Regen munter ein.

Fürsorglich hat die Müllerin den Regenschirm mitgenommen, und so kommt sie gegen Abend unbeschadet nach Saifnitz, allwo sie nächtigt. Sie hofft, daß am nächsten Morgen das Wetter besser sein werde, aber der Regen hält die Nacht über an. Wallfahrerscharen, wie sie zu Marienagen aus dem Lande und angrenzenden Kronländern weit herkommen, prophezeien bis Mittag schön Wetter und treten zuversichtlich die Bergfahrt an zur Gnadenkirche, die an schönen Tagen in das Tal niedergrüßt, jetzt aber im strömenden Regen ganz und gar verhüllt ist.

Solchen Wallfahrern aus fernen Gegenden schließt sich die Franzmüllerin an. Auf dem ihr wohlbekanntem Bergpfad gehen sie durch den Graben, durch den der Luscharibach schon in kühnen Sprüngen und Stürzen niederwärts rauscht.

Den Franzmüller, der vom Vorabend her noch in verdrießlicher Stimmung war, hat der regnerische Tag nun auch noch verärgert. Seinen Leuten hat es in die Grummelarbeit geregnet, so daß sie im letzten Augenblick alles auf den Wiesen lassen mußten. Auch die Holzknechte haben die Arbeit eingestellt und haben sich in ihre Blochhütten verkrochen.

Nachmittags, als der Franzmüller allein in der Stube ist und gelangweilt in den Regentag hinaus schaut, denkt er einmal an seine Frau, die in diesem Wetter doch lieber hätte umkehren sollen, als die beschwerliche Wanderung auf den Luschari zu unternehmen.

Zu dieser verdrießlichen Stunde ist vor der Tür ein scharrendes Geräusch zu hören und dann tritt ein großgewachsener Bursch in die Stube und sagt, just nicht unhöflich, aber doch merklich kühl: „Grüß Gott!“

Der Müller brummt etwas; das konnte vielleicht der gleiche Gruß sein oder auch: „Hol' dich der . . . ! Freude macht ihm der Besuch nicht. Ein paar Augenblicke lang schaut er ihn unfreundlich an.

Der Bursch ist der Waldrainer-Flore, und einen ungünstigeren Zeitpunkt hätte er kaum wählen können. Er kam aber auch nicht her, um dem Müller eine besondere Freude zu bereiten, und so sind seine Worte, die er zu reden hat, weiter auch nicht sorgfältig ausgesucht.

Nach dem Grüß Gott und den gegenseitigen unfreundlichen Blicken sagt er gerade noch ein einfaches Wort zur Entschuldigung, daß er hergekommen. Und dann: der Franzmüller werde das Warum bereits erraten haben.

„Recht, daß da bist,“ sagt der Müller, „kannst es glei hör'n, was du wissen willst: du laß die Lene ihre Weg' geahn und kümmer' di nix um sie — das sag' i dir frei, damit di richten kannst danach! Und sonst glab' i nit, daß mir zwoa mit'and' was z'reden hätt'n . . .“

„I glab' aber schon,“ erwidert der Bursch.

„Sooo?!“ sagt der Müller. „Also, nachdem nur heraus damit!“

„I bin schon der Mensch, der oaner Sach'n af'n Grund muaf geahn. Der Franzmüllner werd' g'wisß ein' Grund hab'n dazua, daß er mir glei die Tür vorn Kopf zuschlagt . . . Mücht' schon ersuachen, daß er mir's ins Gesicht sagt, was er haben tuat gegen mi . . .“

„Nou, nou, Bursch — nur nit gar so hitzig sein! So kannst mit deinesgleichen reden — verstehst mi! Dein' Tonart tuar i mir verbieten, das merkst dir! Und wenn du glabst: i muaf — da irrst di! Der Franzmüller muaf nit, wenn er nit mag; für den gibt's koan Muaf nit . . . Und was meine Gründ' und Ursachen seint gegen di — da drüber muaf i dir nit Red' und Antwort steh'n — oder glabst wohl?!“

Der Bursch ist nicht kleiner geworden über dieses stolze Reden; so grad aufrecht steht er da, so gelassen nimmt er die prohigen Worte hin und so offen schaut er dem ihm feindlichen Manne ins Angesicht, daß der Franzmüller zweifelt, ob er sich deutlich genug verständigt habe.

Der Flore hat nur ein bißchen die Achseln gesupft und die paar Wörtchen gesagt: „Wie der Franzmüllner will: Red' und Antwort steh'n oder — aa nit . . .“

„Ganz so, wie i will! Punktum!“ sagt der Müller, ohne die leise Anspielung an sein feiges Auskneifen herauszuhören.

Darauf wird dem Flore aber doch sein Blut ein wenig warm; er neigt seinen Kopf etwas zu dem hochmütigen Manne vor und redet in einem Ton, als wisse er Hörcher in der Nähe: „Nachdem werd' es guat sein, wenn der Franzmüllner das, was er über die Waldroanerleut z' reden hat, 's nächst'mal a bißel weniger laut sagt als gestern am Abend.“

Noch unterm Sprechen zieht der Flore die Augen des Müllers mit einem bedeutsamen Blick nach der Tür hin.

„Ah so!“ nickt der Franzmüller. „Ja: der Lofer an der Wand . . .“

„Na, na! Das paßt nit!“ wehrt der Flore ab. „Hat niemand an der Wand steh'n gebraucht: der Franzmüllner hat so laut über mi und über mein' verstorb'nen Vater g'redet, daß es draußen in der Laub'n und in der Kuchel leicht zum hör'n war . . . Und heunt is koan Mensch im Haus, der nit wisset, was es gestern gegeben hat . . .“

„Also! Nachdem woafst es ja!“ Der Müller ärgert sich über die Schwachhaftigkeit seiner Dienstboten.

„Ja,“ antwortet der Flore, „i woaf es. Aber i

hab' es nit glaub'n mög'n, daß der Franzmüller so was jagen kann: daß er uns wie ane Verbrecher ausschrei'n tuat und uns verachtet wie a schlecht's G'hindel . . . I kann es nit sag'n, ob mei Vater schuldig oder unschuldig is; selmals hab' i von allem nix versteh'n können . . . Aber die Muatter tuat es wissen: unter Eid hätt' sie's sag'n können, daß der Vater um die Zeit, wie 's Feuer aufgangen is, bei ihn in der Stub'n is g'sessen und eine Schaffaub'n hat geschnitten . . . Ja, grad vom Franzmüller hätt' i's gar nit geglaubt, daß er nach mehr als zwanz'g Jahr' unser Unglück wieder auffrischen muag . . . I bedant' mi recht schön — und nix für unguat . . .“

An der Tür seht der Flore den Hut, den er vor dem Franzmüller abgenommen hatte, auf und sagt: „Hiat Gott“ und geht hinaus wie einer, dem ein tief schmerzendes Unrecht geschehen ist.

Er schaut nicht rechts und nicht links, so geht er durch die Hauslaube. Auf den Stufen der Stiege, die nach dem Oberstoc führt, steht mit Tränen in den Augen die Lene. Sie hat die harten Worte ihres Vaters herausgehört und die Rechtfertigung Flores vernommen. Jetzt beginnen die heißen Zährelein zu rieseln.

„Flore . . .“

Vielleicht wär's ihm ein goldiger Schimmer gewesen in seiner hoffnungslosen Traurigkeit.

Doch er hat die Lene nicht bemerkt und ihr gedämpfter Ruf drang nimmer an sein Ohr.

In den rauschenden Regen tritt er hinaus und geht über den Hof, wo ihm das Wasser in Hunderten Gerinseln unter den Füßen hindurchläuft, an den Ställen vorbei, wo die Ketten der Tiere rasseln, an den vollgefüllten Scheunen und Speichern nach rückwärts hinaus und den Fußsteig über den Mühlbühel hinauf.

Er überhört fast das Geschmetter, das den grell aufblammenden Blitzen nachfolgt, und er kümmert sich kaum um den heftigen Regen, der, vom Wind gepeitscht, auf ihn niederprasselt.

In Träumen halb und bedrückender Trauer geht er über den Bühel quer hin, seiner auf abschüssiger Bergmatte gelegenen Behausung zu.

Als er das schützende Heim erreicht, ist an ihm kein Faden mehr trocken.

5.

Tag und Nacht rauscht der Regen aus dem unermesslichen Gewölke, das sich nimmer lichten will. Das Wasser stürzt von Berg und Hang, jeder Weg wird zum Gerinne, zum Bach, überall gurgelt, rauscht und braust es. Die Wasser strömen ins Uferlose, sie wühlen sich in den Grund, überstürzen sich in jähen Gefälle, springen gischtend empor und branden um große Felsenklöße, die sie aus den Bergen hervorgewälzt.

Im Tal vermag der Fluß diese ungeheuren Wassermengen nimmer zu halten; auf hochgehender Flut jagt er sie dahin, den Ueberschuß nach allen Seiten ausspreiend. Dabei zerreißt er die Böschungen und wütet und lärmt, daß es bis auf die Bergmatten

hinauf zu vernehmen ist. Was sind die Stimmen der aufgeregten und aufgeschreckten Menschlein gegen dieses Brüllen und Donnern der entfesselten Wasser — sie ersticken wie der Schrei des Vögels im Winde. Und die Blitze springen aus dem dräuenden Wolkengebirge hervor, in dem die Donner rollen, daß Himmel und Erde erbeben.

So ist es am dritten Tage des Unwetters, am Sonntag Namen Maria. Die Leute gehen nimmer zur Kirche, müssen sie doch ringsum arbeiten schier über alle menschliche Kraft an der Bekämpfung des wilden Wassers, das ihnen alles zu verderben droht.

Auf der Franzmühle steht es schlimm. Die Mulde, in die das Anwesen so lieblich hineingebettet ist, kann so leicht zum See werden, wenn der immerzu ungestümer werdende Bach die Wasser nimmer zu halten vermag!

Das ist ihnen auf der Franzmühle klar. Und sie bauen einen Damm, dort, wo der aus dem Talgraben hervorbrechende Bach gegen die Mulde zu eine Kehre macht. Dort, an dieser Stelle, lauert die Gefahr, zum Sprung bereit.

Der Damm ist fest und stark; nach menschlicher Voraussicht wird er dem Wasser standhalten; ein paar Knechte behalten ihn im Auge; andere stehen mit langen Haken, Spiezen und Tauen oberhalb der Kehre und fangen die herantreibenden Hölzer vorzeitig ab. Die wären dem Damm gefährlicher als die Wasserflut! . . .

Der Franzmüller hat mittags noch einen Bissen im Mund, da tritt der Knecht Hans herein und erstattet einen Bericht: „'s Wasser werd' alleweil schiachter,“ sagt er, und dabei ist er schon voll Aufregung und von Angst geplackt; „und der Reg'n laßt nix nach — er werd' no alleweil irger. 's Sagwerk steht schon über die Schneidbrucken unter Wasser — und wie dir das arbatet: wie der Teufel! Wenn's uns den Damm zerreißt, — aus 'n Haus gab's toa Aufgekemmen niammer! Von die hintern Mühl'n tragt's ganze Berg' Holz außer. Af die Almen tuat's g'statt'n regnen schneib'n und hinten im Grab'n geah'n die Lahnen (Lawinen) nieder, daß es bis außer hörst dunneru . . .“

„Die Leut von Grab'n drinet verzähnt, daß es das Holz glei tristenweiß schmeißen tuat und die Muhr'n rutschen bis in den Bach eine (hinein). Die Kobelkeuschen hat a Lahn über die Leitern abegebraht.

„Im Tal brunten laßt 's Wasser ba die Fenster aus und ein. So weit hinschaugst, is all's oana (ein) See. Wie sie verzähnt, seint schon anige Brucken hin, und drauß'n ba der Klaus'n soll's die Straßen z'rissen hab'n — koan Mensch kann talaus und eina (herein) aa koaner mehr.

„Unser Bach muag niammer weiterkönnen: er schnellt si, und das Wasser kimmt mangari wieder hinter, bergauf . . .“

Der Franzmüller steht vom Tisch auf, sein Essen schmeckt ihm nimmer. Bleich ist sein Gesicht, das sonst so rote, und seine Augen starren groß hinaus in das Unwetter.

„Die Müllerin hätt' hinterklemmen soll'n, heunt,“ redet er besorgt.

„Die Post kimmt seit gestern niz mehr ins Tal,“ bemerkt der Hans. „'s Wasser soll überall so schiach hauen.“

Der Müller hat sich einen dicken Lobenrock angezogen und den Hut aufgesetzt. Kaum ganz fertig ist er damit, tritt ein zweiter Knecht herein; seine



Sie stürmen hinaus, die drei Männer, gerade daß einer den andern nicht überrennt.

triefenden Kleider setzen große Lasten ab und sein Angezicht ist vom Regen bespritzt.

„Al's macht's uns hin!“ berichtet er schreiend: „'s Sagwerk hebt es . . . Der Damm fangt zum Krachen an . . . 's Viech muuß aus 'm Stall! . . .“

Sie stürmen hinaus, die drei Männer, gerade daß einer den andern nicht überrennt.

Der Müller wirft die schwere Haustür krachend ins Schloß.

Das Bild draußen ist wüßt. Der lange Holzbau des Sägewerkes — bisher selbst eine Schutzwehr gegen den Bach — kommt ins Wanken. Die Balkenknarren und Knirschen, die Holzwände stöhnen unter dem Druck des Wassers. So oft ein heransausendes Bloch das Gebälke trifft, donnert es wie ein Schuß aus schwerem Geschütz.

Was ist die armselige Menschenkraft gegen die elementare Kraft der Natur!

Da wirken Tausende Gewalten in eins zusammen, und das Menschenwerk zerbricht, zersplittert und zerfließt in nichts.

„'s Viech!“

Ein einziger wilder Schrei durch den Lärm der brüllenden Flut.

Der Franzmüller reißt die Stalltüren auf.

Die Leute rennen wie sinnlos durcheinander; überall wollen sie helfen und wissen doch nicht, wo sie zuerst sollen angreifen. Aber sie schreien, sie schreien entsetzlich . . .

Jetzt ein dumpfes Murren. Dann ein Krach, kurz wie ein Donnerschlag, daß die Luft nachzittert und der Boden erbebt. Das Sägewerk stürzt in sich ein.

Die Trümmer, die Balken, die Bretter und Sparren stauen den Bach. Das Wasser schießt wie ein Pfeil über den Hof.

Niemand mag mehr helfen. In wilder Flucht, schreiend stürzen sie davon, über den Hang hinan auf den Bühel.

Der Franzmüller schreit wie wahnsinnig
Sein Vieh, sein schönes Vieh! . . .

Er will aus dem Stall nicht heraus. Er zerrt an den Anhängketten der Krippen und gebärdet sich wie tobüchtig.

„Roan Hilf' is mehr!“ schreit der Knecht Hans.
„Aufse, Müllner, aufse!“

Wie ein Drachengeheuer kommt die Flut heran. Immer mehr wachsend, immer wilder rauschend und brüllend.

„Mir dersaufen!“

Und zwei von den beherzteren Knechten packen den Müller.

„Aufse! Mir dersaufen!“

Sie reißen ihn aus dem Stall und schleifen ihn durch das Wasser davon.

Auf dem Bühel oben stehen die Leute, Schutz suchend unter den triefenden Waldbäumen; ihre Gesichter sind schreckverzerrt, so starren sie in das graußige Treiben des wilden Wassers da unten.

Die Mägde ringen die Hände; sie wimmern und weinen. Die Männer schauen finster und trüzig. Wohl gar, daß einer flucht. Nichts war ihr Mühen, ihr heißes Arbeiten und Ringen. In zügelloser Wut wirft sich das Wasser über alles her.

Der Franzmüller schreit und tobt; er will nochmal hinunter.

„Mein Viech! Meine Sachen! . . .“

Es bricht der Damm . . . Schwere Blochhölzer kommen im Sturz daher; das Wasser schleudert sie gegen die Mauern des Hauses, als wären sie leicht wie Späne.

Jetzt reißt es den Franzmüller nieder.

„Aus is!“ schreit er. „Hin is alles!“

Unter einer zottigen Fichte kauert er am Hang und schaut dem Wasser zu, wie es ihm ein Stück ums andere seines stolzen Besitzes vernichtet.

Und dann lacht er — nein, es ist ein grimmiger Schrei voll Weh und Wut: dieses vermaledeite Wasser — wie es wütet! Wie es die Hölzer an die Mauern wirft! . . . Und die Leute stehen da mit leeren Händen und können nicht helfen.

Und dem Franzmüller selber zittern die Füße, daß er nicht aufrecht stehen kann.

„In Gott'snam,“ sagt er ergrimmt. „Der Bach hat sie reich g'macht, die Franzmüllner — heunt macht er sie arm . . .“

Der Knecht Hans hört es und tut einen schweren Schnauf.

„Mir müassen 'was toan,“ sagt er.

Die Kameraden schauen ihn zweifelvoll an.

„Zwenigstens dös gröbste Holz ableit'n . . . Die schwaar'n Blöcher sößen die Mauern ein!“

„Ane (einige) Zepin' und Hacken müass'n mir hab'n dazua,“ antwortet einer.

Ein anderer rät, die Holzknechte zur Hilfe zu holen, die haben auch das nötige Werkzeug.

In die Leute kommt wieder neuer Mut, frische Hoffnung: es muß sich ja etwas tun lassen!

Die glatten Sägehölzer, die durch ihr Anprallen dem inmitten der strudelnden Wasser stehenden Wohnhaus immer gefährlicher werden, wollen sie nach einer andern Richtung abtreiben.

Zwei der jüngern Knechte mit ihren sinken Beinen müssen zu den Holzknechtsütten in den Berg hinauf.

Zu dieser Stunde gibt es neuen Schrecken; im Glockentürmchen auf dem Dachfirst hebt das Glöcklein zu läuten an. Hart und schrill klingt sein Ton.

Da schreien die Mädchen: „Jesus — Maria!“ Und die Männer schauen sich an: Was ist das?

Der Knecht Hans kennt die Einrichtung des Läutewerkes. Und jetzt ist er erleicht.

„'s Wasser,“ sagt er, „kann dös nit machen. 's Treibwerk is nix eing'schaltet . . .“

„Nachdem is oans im Haus!“ sagt der Müller aufgeregt. „Wo is die Lene? . . .“

„Die Lene is nix da,“ antwortet jemand.

Und sie starren über das rauschende Wasser zu den Fenstern; da wird eines hastig aufgerissen und die Lene ruft herüber und streckt die Arme aus. Aber ihr Ruf ist nicht zu hören im Lärmen der Wasser, im Anprallen der Blochhölzer und im Niederrauschen des Regens.

Niemand kann sich vorstellen, wie ihr zu helfen sei.

Erregte Vorwürfe werden laut: wie sie nur so lang im Haus konnte bleiben; ob sie denn geschlafen habe? Jetzt ist sie mitten im Wasser gefangen . . .

Man sinnt auf Mittel. Die Mädchen laufen in die auf der Bergmatte verstreuten Häuser und berichten von der Not auf der Franzmühle.

Indessen kommen schon einige von den Holzknechten, die für den Franzmüller jahraus jahrein arbeiten, im Lauffschritt daher. Sie bringen Hacken und Zepine, Sägen und Seile. Es sind beherzte Männer dabei. Als sie aber hineinschauen in die kochende Flut, die rings das Haus umbrandet, da fällt ihnen alle Beherztheit hinunter: O Satra! Und sie krauen sich hinterm Ohr.

„Da is koa Drüberkemma,“ sagt einer dumpf murrend. „Nit mögll!“

Und ein anderer: „A Floß bau'n — nußt aa nix, bringt's koaner über dös Wasser . . .“

„Grad umeslag'n müasset oaner können,“ sagt ein dritter, „anders kumt i mir's nit fürstell'n!“

„Ein' Steg umeschlag'n,“ meint ein Knecht.

„Probier's!“ ruft ihm einer zu, „wennst es z'weg'n bringst! . . . Der längste Bam reicht nit bis zum

Haus ume . . . In der Luft bleibt er dir nit hängen, der Steg.“

Derweilen sie so hin und her reden und keinen Ausweg sehen, kommt über die Bergmatte her der Waldrainerjohn. Auch zu ihm ist die Kunde gedrungen von dem so unerwartet jäh über die Franzmühle hereingebrochenem Unglück.

„Was steht's müasig da und schaugt's zua!“ sagt er. Aber er erschrickt, als er die graufige Verwüstung überschaut.

„Also!“ sagt gleich einer hämisch, der Flores Verlegenheit bemerkt hat; „schaug nur lei schwind, daß da drüber kimmst!“

„Ueber das Wasser kimmst koaner!“ sagt der Flore. Dieses furchtbare Hindernis gibt ihm einen Augenblick zu denken.

Im Fenster sieht er jetzt die Lene, und da ist ihm, als verliere er den Boden unter sich. Doch nur eine Sekunde lang, dann schreit er's über die Leute hin: „Bam umschneid'n!“

Nachträglich ist es ihm unerklärlich, woher ihm so plötzlich dieser Gedanke gekommen ist. Er muß es nochmals rufen: „Bam umschneid'n!“

Sie verstehen ihn auch jetzt kaum, was er damit wolle.

„Die größten Feichten mit senere buscheten Wispeln und mit die zotteten Nest,“ ruft er ihnen zu, und schon ergreift er eine der Bandsägen.

Und jetzt verstehen ihn die Leute schon halb.

„Ob's nix schad' is um die schean Feichten?“ meint einer von den herzugekommenen Bauern.

Aber die Holzknechte steigen mit dem Flore schon am Hang hinunter zu den mächtigen Fichten, an deren riesige Wurzeln die immerzu wachsende Flut schon emporgreift.

Unmöglich wäre das nicht, denkt einer und der andere, was der Flore im Sinne hat: mit den riesigen Waldbäumen will er das Wasser hemmen, schwellen und ihm einen andern Lauf geben; vom Hause ableiten.

Mit ein paar dürftigen Worten hat ihnen Flore das verständlich gemacht.

Eine wahnwitzige Arbeit! Vielleicht eine vergebliche!

Aber der Waldrainerjohn mit seinem gescheiten Kopf und seinem zähen Willen sagt nur: der muß dorthin zu liegen kommen und der muß dahin fallen und einer so ungefümt hinter den andern, daß das Wasser keine Zeit und keine Kraft dazu findet, anzugreifen.

Dann rauschen die Sägen.

Als sich der erste Baum zum Sturze neigt, ein Erschütterndes durch den fallenden Niesen stöhnt, der Wispel schwirrend und pfeifend die Luft durchschneidet und die Aeste, riesigen Fängen gleich, weitausgreifend, in das Wasser schlägt, daß die Flut haushoch in die Luft verspritzt und im gleichen Augenblick wie erschreckt zurückweicht — da blizt es in den Augen der Männer. Haben sie nicht jeder das gleiche gedacht? So geht's!

Und es schwirrt wieder durch die schwere Luft: es stürzt der zweite.

Der Franzmüller hätte zu anderer Zeit einen totgeschlagen, der ihm einen dieser stolzen Bäume gefällt hätte. Jetzt schaut er dieser wahnwitzigen Vernichtung stumm zu. Er begreift es noch nicht, aber doch ahnt ihm eine Hoffnung.

Und die Sägen rauschen weiter. Die langstieligen Aeste fallen in taktmäßigen Schlägen an die Stämme: mächtig und zielsicher. Beim fünften das erschütternde Stöhnen, beim sechsten der Sturz. Sie kommen nebeneinander und wieder übereinander zu liegen. Sie müssen immer an die Stelle fallen, die ihnen von den Meistern vorbestimmt ist. Das geht völlig nach einem ehernen Gesetz.

Dann liegen die Baumriesen hingestreckt, als hätten Sturmwind oder Lawine einen Waldstrich niedergelegt.

Die heranstürmende Wasserflut springt an dem Bollwerk hinan; sie will hindurch, sie will drüber hinweg. Doch sie zerschellt und verspritzt. Der Damm liegt schräg zum Hause hin, dort findet er eine Stütze an der Mauer. Die Hunderte Fangarme der Aeste halten ihn sicher verankert. Die wilde Flut bricht ihre Kraft daran; das Wasser wird schräg hin abgetrieben.

Die kühnen Männer atmen auf, ihre heißen Gesichter erhellen sich.

Vorher war das Wasser nahe an den Fenstern des Stockwerkes. Jeder stürzende Baum hat es an der weißen Mauer tiefer heruntergerissen. Was jetzt der Damm durchsichern läßt, bleibt immerhin noch ein ansehnlicher Bach.

Jetzt schwinden die Zweifel: ein Steg läßt sich bauen.

An der Sicherung des Notdammes muß noch gearbeitet werden. Dann rammen sie die Pfähle ein und setzen ein Joch auf. Klinte Arthiebe schlagen zwei Stämmen die Aeste ab. Dann bauen sie über das Joch den Steg zum offenen Fenster des Stockwerkes.

Untendurch grollt das überlistete Wasser.

Flore hat seine Stiefel abgestreift.

„Schaugt's, daß nix g'schiacht da dort'n!“ ruft er gegen den Damm.

Dann schreitet er über den schwanken Steg wie ein Seilläufer.

Die Mädchen legen die Hände an die Augen oder wenden sich bange abseits.

Es ist geglückt. Der Flore steigt zum Fenster hinein.

Den von der heißen Arbeit verschnaufenden Männern fällt abermals ein Schweres vom Herzen.

„Er dermacht's! . . . Gott sei Dank!“

Der Franzmüller steht wie versteinert da; nur in seinem Gesichte zuckt und siebert es: das ist die Erregung.

Der Knecht Hans kommt ihm ganz nahe.

„Da muaßt schon Sö sag'n!“ jauchzt er fast. „Den Damm da dort'n, den hätt' d'r koaner g'macht! . . .“

„Wen waar dös eing'fall'n?! . . . 's Wasser waar hellig bis z'm Dach gekemmen und — firjagga! — die Lene hätt' a schiaches End' könn' nehmen!“

Der Franzmüller gibt keine Antwort. Entgeistert steht er da und stützt sich an den regentriefenden Baum und starrt hinüber zu dem offenen Fenster.

Flore steigt heraus und prüft den Steg. Dann nimmt er die Lene auf den Rücken; sie legt ihm die Arme über die Schultern und so trägt er sie auf den schwingenden Stämmen des Steges herüber.

Ein Greis, gestützt auf seinen Stöcken, steht da, der hat Wasser in den Augen.

„Bergelt' dir's Gott tausendmal!“ ruft er hinaus. „Bergelt' dir's Gott, Bursch, dös hast brav g'macht — der Herrgott wird dir's g'segnen!“

Flore läßt das Mädchen sorgsam vom Rücken gleiten.

„Guat is g'gangen,“ sagt er froh und freudig. Und greift dabei nach seinen Stiefeln, die ihm einer entgegenhält. Durchnäßt ist er von Schweiß und Regen, seine Kleider sind schwer, und nun will es ihn schütteln. So wahnwitzig hat ja doch keiner gearbeitet wie er. Jetzt spürt er's. Die Leute umdrängen ihn; mancher will ihm ein anerkennendes Wort sagen. Er hält nicht stand. Weil er mit den nassen Füßen nimmer in die Stiefel kommt,



Flore trägt sie auf den schwingenden Stämmen des Steges herüber.

trägt er sie in der Hand und geht davon. Abseits hält ihn der Knecht Hans noch auf.

„Jas' schaug', daß glei' a trockne Klust a'n Leib kriagst!“ mahnt er. „Bedaufen tua mi i derweil für'n Müllner . . . Der werd' dir aa no danken — du hast dir heunt was verdiant! . . . Und ias' mach', daß hoamkimmst, di beutelt's — es kummt leicht g'fahlt sein!“

„Wenn er ein' Unterstand braucht — sag's eahm, Hans — bei uns is Platz . . . Alle könnt's ös kemmen — sag's eahm, Hans . . .“
 „Z werd' eahm's ausrichten . . . Guate Nacht, Flore.“

„Guate Nacht, Hans.“

Der Flore beginnt zu laufen. Es fällt ihm dabei ein, daß die Lene vor Angst und Aufregung kein Wort zu reden vermochte. Nur seinen Arm hat sie ihm gedrückt und ihre Augen haben ihn so merkwürdig angesehen, daß er jetzt noch immer diesen Blick vor sich sieht: ein Gemisch von Trauer und Freude, von heißer Liebe und frohem Hoffen . . .

Fiebernd und ohne Obdach steht der Franzmüller unter den Bäumen und es ist schon Abend. Die Nachbarn haben ihn ihres Mitleids versichert, aber keiner hat ihn gefragt, ob er schon einen Unterstand habe. Vielleicht haben sie in der Aufregtheit nicht daran gedacht; oder vielleicht hat einer und der andere auch gemeint, sein bescheidenes Dach wäre zu wenig gut für den Franzmüller, den Herrenbauer . . .

Beim Waldrainer wäre Unterkunft, richtet der Hans aus.

Da fährt ihn der Franzmüller wütend an: „Brauch' toane — hat mir niemand oane angetrag'n — i bleib' da!“

Der Hans schüttelt den Kopf. „Dös geht nit,“ sagt er, „und nußen tuat's aa nix mehr, das Dasteh'n. Z' helfen is iah' amal nix mehr!“

Der Müller schaut eine Weile verzweifelt zu seinem Hause hinüber.

„Das verfluchte Wetter!“ schilt er, „nix laßt es nach! . . . Wenn der Damm nit haltet, holt 's ganze Haus no der Teufel!“

Die Lene steht zitternd an der Seite ihres Vaters und traut sich nicht zu sagen, daß er doch dem Knecht Hans folgen möge; die Waldrainerin wolle ihnen gern in der Not beistehen.

„Was unmöglich is, das kann niand möglich machen,“ redet der Hans in seinen Herrn hinein. „Iah' ba der Nacht is da nix mehr z' richten — ob mir dasteh'n bleib'n oder uns niederleg'n: z' helfen is nix mehr. Und alle seint mir aa schon müad z'm Umsink'n . . .“

Der Müller atmet tief: er, der Reiche, steht jetzt plötzlich da und hat kein eigen Dach. Zu den Waldrainerleuten soll er? . . . Nein, nein, das bringt er doch nicht zusammen.

„D'ös (Zhr) geh't's,“ sagt er, „i bleib' da — ja, laßt's mi nur da . . .“

Es schüttelt ihn und er sinkt zusammen.

Im Fieber tragen sie ihn über die Bergmatte in das Waldrainerhaus.

6.

Diesem Unglückstage war eine Nacht gefolgt, deren Schrecken sich kein Mensch hätte ausdenken mögen.

Die sie durchlebt haben, müssen die Schauer bis an ihr Lebensende noch fühlen, wenn sie an diese furchtbaren Stunden der Not denken, in denen ihnen

ihr Hab und Gut, ihre Heimstätten von der wilden Wasserflut zerstört wurde.

Was ihn und Urahn in Arbeitsleiß und -schweiß erworben, in Lieb' und Treu' von Geschlecht auf Geschlecht vererbt; was vor wenigen Tagen erst ein gesegnetes Erntejahr noch an Schätzen gebracht: es war völlig dahin.

Die Spuren dieser grausigen Winternacht werden noch kommenden Geschlechtern ihre Schrecken einflößen.

Was das Wasser verschonte, das verwüstete der Sturm, der die Wälder fällte, das schützende Dach zerriss und das Drachengeschlecht der Lawinen weckte.

Die Franzmühle hat es arg hergenommen. Sägewerk und Wirtschaftsgebäude waren zerrissen, zertrümmert; die großen Holzvorräte von der Flut fortgeschwemmt, das Vieh in den Ställen zugrunde gegangen.

Von überallher kamen Unglücksbotschaften. Auch im Tal hat das Wasser furchtbare Verwüstungen angerichtet: Straßen und Wege abgerissen, Brücken fortgeschwemmt; Häuser sind eingestürzt, Menschen und Tiere ums Leben gekommen . . .

Im Pfarrhof des Dorfes liegt ein Mensch im Sterben. Aus dem Wasser hat man ihn gezogen, nachdem er die ganze Nacht an einem Baume festgeklammert hing und nach Hilfe rief. Die Kleider sind ihm in Fetzen vom Leib gerissen, seine Glieder zerstampft und zerstoßen und sein Angesicht verrät noch, welche Schrecken er erlebt in den letzten Stunden.

Der Mann ist ein Landstreicher, den das Wasser in einer Heuhütte, in der er sich ein Nachtlager gesucht, überrascht hat.

Der Sterbende hat ein seltsames Anliegen geäußert: der Waldrainerin fragte er nach, ob sie noch lebe. Sie möge so barmherzig sein und zu ihm kommen, er habe mit ihr zu reden, bevor er aus dieser Welt scheide.

Der alte Herr Pfarrer, ein liebevoller Mann, erfüllte gern diesen letzten Wunsch.

Als die Waldrainerin zu dem fremden Bettelmann geführt wird, tut sie verwundert.

Doch der Bettelmann sagt: „Gel' du — du erkennst mi niammer — mi! . . . Hast mi ja nia nix mög'n leiden — is dir lei alleweil der andere liaber g'west wiar i . . .“

Die Waldrainerin tut einen leisen Schrei: „Maria! . . . Wer bist denn — der Peter 'leicht?! . . .“

Der Mann nickt. „Der Peter — ja — der Peter bin i . . .“

Die Waldrainerin faltet die Hände. „Mein Gott — du mein liaber Gott! . . .“

Der Peter merkt es nun wohl, wie sich die Waldrainerin entsetzt über ihn.

„Gel' du,“ sagt er, „i bin niammer zum erkennen, i?! . . . Ja, du mein' Liabe: mi hat es berwischt! Die Straf' Gottes, sag' i dir, die hat mi verreich't! . . . Schiach hat es mi zuag'richt't, das Wasser — huul! . . . Das is a Nacht g'west . . .“

Den Bettelmann schüttelt es grausig.

„Iah' geht's aufs End' mit mir . . . Ja, meine Lieb'n, iah' werd's gar . . . I will meine Sünden bekennen . . .“

Tief und schwer holt er den Atem heraus: es geht ihm schlecht. Die Leute, die mit dem Pfarrer am Bett des Sterbenden stehen, meinen: Jetzt löscht er aus.

Doch er kommt wieder zu sich: „A schwaare Sünd' hab' i af mi g'laden . . . Lang hab' i sie umeinandergetrag'n . . . Aber wieder hat sie mi hergetrieb'n, wo i sie begangen hab', die Sünd' . . . Oder nit? Haa? . . . Gelt's, Leut, es gibt was? . . . Ja, es muaf schon decht 'was geb'n . . . Wie wär's anderster möglic, daß mi grad da, wo i die Schlechtigkeit hab' ang'stellt, das Gottesgericht



„A schwere Sünd' hab' i af mi g'laden . . .“

berreicht hat! . . . Und wia! Und wia! . . . A Feuer is die Sünd' g'west — und die Gottesstraf war das Wasser . . .“

Die Waldrainerin erschrickt: „Um Gottes Christi! . . .“ Dann setzt ihr der Herzschlag aus.

Und der Bettelmann spricht weiter: „Gel', du, iah' fällt dir 'was ein! . . . Wie ent's Haus is abgebrannt . . . Dreiazwoanz'g Jahr' is es — gel', du: i hab' mir 's guat demirkt (gemerkt)!“

Jetzt weiß sie es: „Jesus — Maria!“ sagt sie. „Du hast es getan?! — Sag's, Peter, sag's . . .“

„Verzeih' mir's der Herrgott,“ antwortet er müde und die Augen gehen ihm langsam zu. Er strengt sich aber an und kommt nochmals zum reden: „Du — du — Waldraan'r'in — tua mir's du aa — tua mir's du aa verzeih'n — i — ja — i hab' an'g'hazt . . .“

Der Bettelmann will jetzt doch in den ewigen Schlaf versinken.

Der Pfarrer labt ihn mit belebender Flüssigkeit.

„Zwegen was?“ schreit die Waldrainerin außer sich. „Neb', Peter — ved'! Zwegen was hast das getan?“

Der Peter bleibt still. Er antwortet nicht, er macht keine Anstrengung mehr. Doch es ist noch Leben in ihm.

„Das muaf er noch sag'n!“ jammert die Waldrainerin. „Herr Pfarrer, das muaf er noch sag'n, w'rum er uns in dös Unglück hat gebracht! . . .“

Der Pfarrer tröstet die Frau: „Waldrainerin, seid zufrieden. Alles geht nach dem Willen des Herrn. Ist es notwendig, zu erfahren, warum er es getan hat, dann wird der Sterbende den Mund nochmals öffnen. Ist es überflüssig, dann ist der Wille des Herrn geschehen und der Mensch soll darüber hinaus nicht forschen.“

Der Pfarrer neigt sich zu dem reumütigen Sünder herab . . . „Der andere ist dir alleweil lieber gewesen“ . . . Dem Pfarrer summen diese Worte durch den Sinn und dabei muß er denken: das Unglück der Waldrainerleute wird einen Zusammenhang damit haben . . . Ach ja, diese Todsünden: sie sind einmal nimmer aus der Welt zu schaffen! War es hier der Reid? . . .

„Der Herr verlei' ihm die ewige Ruh,“ sagt der Pfarrer ernst. „Er ist verschieden.“

Der Waldrainerin fließen die heißen Zährelein über die faltigen Wangen herunter.

„I verzeih' eahm — i verzeih' eahm!“ sagt sie erschüttert. „Weil er's nur g'sagt hat, daß es er getan hat . . . Weil er nur grad das noch hat jag'n mög'n . . .“

Und sie bedeckt ihr Gesicht mit beiden Händen und weint hell laut.

7.

Vier Tage und ebensovielle Nächte lang haben die Wasser niedergerauscht. Hinter düsterem Gewölke haben die Donner gemurrt, zuweilen aufgebrüllt oder ihrem Zorn auch schmetternd und trachend Luft gemacht. Geheult haben die Stürme in grausigen Tönen und die Blitze ihre feurigen Speere geschleudert. Es war eine Sinfonie voll brutaler Dissonanzen.

Und dann war es still. So still, daß die geängstigten Menschlein, die in den Behausungen Zuflucht gesucht, mit Verwunderung nach außen horchten und aus ihren Gehäusen lugten. Da lachte sie ein blauendes Firmament an, die Sonne strahlte einen märchenhaften Glanz aus und die Erde war schon lange nimmer so pudzig sauber wie nach diesem fürchterlichen Kehraus, den die Elemente in bacchantischer Lust gehalten . . .

Auch im Waldrainerhause droben hielten sie Auslug. Im Gezweige des alten Birnbaumes vor den Fenstern saß ein Rotkröpsel und sang herzinnig sein kleines Lied.

Die Waldrainerin tat eben ein Fenster auf, und als das warme Sonnenlicht in die Stube fiel, sagte sie: „Lang hat uns koa Sunna mehr g'scheint — aber iah' scheint sie uns wieder.“

Und solches war in dem Stübchen, in das sie an jenem Abend den Franzmüller in seinem Fieber gebracht haben.

„Ja, Nachbarin,“ antwortete der Müller, „merkwürdig genuag geht es im Leben zua: mir hat die Sunna schier alleweil g'scheint. . . Aber iah' — iaha is es af oamal finster wor'n: iah' is das Unglück gekemmen. . .“

Recht müde ging er zum offenen Fenster. In seinem Gesichte suchte es, als wolle jeden Augenblick sein Schmerz wieder hervorbrechen gleich dem wilden Bach.

„Ja, so is es halt im Menschenleb'n,“ meinte die Waldrainerin in ihrem schlichten Sinne; „wie du sagst: aktrat wie mit'n Wetter: 's oanemal scheint die Sunna und 's andermal hängen die schwarzen Wolken am Himmel. . . Muast nix verzag'n, Müllner, dir werd' die Sunna scho aa wieder scheinen.“

Und dann erzählte sie ihm von dem Bettelmann im Pfarrhof, von seinem erschrecklichen Ende und dem Geständnis. Der Herr Pfarrer habe alles genau aufgeschrieben und dies komme nun zu Gericht, das ihren Mann unschuldigerweise verurteilt habe.

„Schaug', Müllner,“ sagte sie, „das Unglück hat enk hart hoangefuacht. 's Wasser hat dir ein' großen Schaden ang'richtet an dein' Haus und deine Sachen. . . Ja, es werd' mangari lang brauchen, eht wieder alles af eb'n und gleich bringst. Aber es is alleweil no m'glich — es is no möglich, daß d' es z'weg'n bringst! . . . Aber ein' Menschen, der oamal tot is, den bringst niammer zum Leb'n und wenn sie eahm iah' aa hundert und tausendmal seine Rechtschaffenheit verbriaßen toan. . . Unschuldigerweis' hat er müassen leiden und die Kimmernis hat eahm umgebracht. . . Und 's Leb'n kann eahm koaner mehr hintergeb'n. . . So is es halt. Und das Unglück hat uns getroffen. . . O du mein lieber Gott: was is das für a harte Zeit g'west! . . . Aber 's Leben is weitergegangen und i hab' es niemand können sag'n, wia schwaar als i's getragen hab'. . . Aber er hat uns decht nit in Stich g'lassen, unser Herrgott. . .“

Der Franzmüller nickte. Jetzt konnte er auf einmal nicht reden, aber es gingen ihm allerlei Gedanken erinnernd durch den Kopf. Von menschlichem Erbarmen hat er nie viel wissen wollen; nun aber, da ihn selbst das Unglück aus seinen Himmeln gestürzt, schmolz ihm doch ein wenig ab von der Härte seines Gemütes. Halb erfaßte er schon das so lang ertragene Leid der Waldrainerin, die ihre grobe Schürze an die nassen Augen drückte und still weinend hinausging.

Der Franzmüller stand noch eine Weile sinnend am Fenster und redete halb laut zu sich: „Der Herrgott — sagt sie — hat sie nit in Stich g'lassen. . . Ja, der Herrgott, der Herrgott. . . Warum hat er aber den unschuldigen Waldrainer einsperr'n und den Lumpen so lang' in der Welt umeinanderlassen lassen? . . . Hm. . . Ja, das is merkwürdi. . .“

Aber es werd' wohl aa seine Gründ' g'habt hab'n. . . Aber hoangezahlt hat er eahm's iaha, dem Peter. . . Dem hat er's abgekehrt! . . .“

Es geht ihm verwunderlich im Kopf herum, wenn er so über sein Leben und Tun nachsinnt, der Franz-



Und nun fragte ihn das Gewissen: Franzmüller, war das recht?

müller! Er vernimmt Anklagen in sich, die ihn mancherlei beschuldigen, wie etwa: daß er stolz und hochmütig war und zuweilen gar recht hart gegen einen und den andern seiner geringeren Nachbarn, die er manchmal, wenn sie die Not gezwungen, ein Feld oder einen Wald zu verkaufen, ganz unnachbarlich gedrückt und geklemmt hat. Und nun fragte ihn das Gewissen: Franzmüller, war das recht? . . . Und dem Anderle, dem kleinen Bäuerle im Graben drinnen, hast du, weil er dir die schuldigen dreißig Gulden zum Termin nicht erstatten konnte, seine einzige Kuh gepfändet, und diese Kuh war wenigstens sechzig Gulden im Wert. . . Hast du, du reicher Mann, solches notwendig müssen tun? . . . Und dir sind jetzt deine schönen Kinder im Stall umgekommen. . .

Ah, es war eine erkleckliche Reihe von Unschuldigungen, deren den Franzmüller sein Gewissen verklagte! Was ihm jetzt so alles durch den Kopf gegangen ist!

Und dann mußte er denken: hat es der Herrgott etwa auch mir abgekehrt — hat er mich vielleicht einmal gemahnt? . . . Ja, so ganz recht in allen Dingen werd' ich schon wohl gewiß nicht immer gehandelt haben. . .

Und dann kam die Lene in die Stube, um den Vater zu fragen, ob er etwas benötige. Und da hatte der Franzmüller keinen Wunsch, wohl aber eine Sorge: „Wie's eppan der Muatter werd' geh'n?“ sagte er bekümmert. „Fünf Tag' is sie fort. . . Wenn ihn nur nix zug'stoßen is bei dem Wetter. . .“

Die Lene berichtete, daß das Wasser überall noch hoch sei; die Mütter werde gewiß irgendwo gut aufgehoben sein; es sei noch nicht möglich, durch das Tal zu kommen, weil die meisten Brücken über den Fluß fortgerissen wurden und die andern kaum aus dem Wasser hervorschauen.

„Und mir is es grad so, als wenn i von aner schwaar'n Krankheit waar aufgestanden,“ mußte der starke Mann gestehen. „Kaum a Hand kann i zu aner Faust z'samm'ziag'n, und bei jedem Schritt is mir, i müasset niedersinken . . . Und wie werd' es ausschaug'n, wenn sich das Wasser verlaufen werd' hab'n . . . Heiland, Heiland! . . .“

Wenn ein wuchtiger Schicksalschlag den Menschen niederstreckt und wenn er dann lange hilflos liegen bleibt: die Zuversicht, diese barmherzige Schwester, ist ja schon unterwegs und sie holt ihn ein und hilft ihm wieder auf.

Bis zum siebten Tage hielt den Franzmüller die Verzweiflung in Fesseln: da war er ohne Hoffnung, ohne Mut zum Weiterleben und todestraurig.

Aber am siebten Tage, als die Wasser sich merklich zu verlaufen begannen, kam ihm wieder seine treue, gute Lebensgefährtin.

Auf dem Heimwege hatte sie schon überall die Verwüstung geschaut und so war sie vorbereitet auf das Unglück, das daheim ihrer wartete.

Und was sie zu diesem Unglück gesagt hat!

„Weil nur enk nix g'seh'n is!“ So hat sie frohlockend ein ums andere Mal ausgerufen. Und sie mußte immerzu ihrem Manne und ihrem Kinde die Hände drücken und vor Glück und Freude weinen . . . „Ja, weil nur enk nix g'seh'n is!“ . . .

Und das wirkte wie ein Zauberspruch: wie ein Labetrunk den Verschmachtenden, so hat es den Franzmüller erquickt und ausgerichtet.

Nein: es tut nicht gut, wenn einer zu lange an der Sonne steht: wie das Blümlein am schattenlosen Rain, so muß er verwelken und verdorren, wenn ihm nicht Kühle und Regen zu rechter Zeit kommen.

Das Unglück hat dem Franzmüller seine verwelkende Seele erfrischt. Das Wildwasser hat ihm alles Unreine davon heruntergewaschen.

Die Waldrainerin und ihr Sohn waren ihm wohl noch eine Weile eine harte Nuß. Das alte unglückbeladene Weiblein hatte ihn die ganzen Tage mit einer Fürsorge betreut und ihm so viele Worte der Tröstung zugesprochen, daß er brennende Scham empfangend über die harten Worte, die er über die Waldrainerleute gesagt hat.

Es kam ihn nicht leicht an. Aber er mußte doch zu seiner Frau davon sprechen.

„Sie hab'n iaka wieder senern (ihren) ehrlichen Namen,“ sagte er. „Grad merkwürdig is: uns hat das schiach Wasser so viel g'schadet und sener (ihnen) hat es Glück gebracht . . . Wie waar es sunsta afn Tag gekemmen, wann nit das Wasser den Peter so in die Arbeit hätt' g'nommen . . .“

„Ja, es is merkwürdig,“ stimmte die Müllerin zu; als frommgläubige Christin aber war es für sie

doch etwas mehr, und sie sagte: „Es is halt Gottes Fügung.“

Der Müller sann eine Weile vor sich hin.

„Kann sein,“ antwortete er dann. „Aber was moanst: dem Flore . . . Na, er hat mir wohl a paar Wörtlan g'jagt! . . . Schwamm drüber . . . A tüchtiger Mensch is er . . . I moan, daß mit dem amal oane nit schlecht dran is . . .“

Da mußte die Müllerin lächeln.

„Besser, moan i,“ sagte sie, „wie mit 'n Simi.“

Der Müller blinzelte und sagte dabei: „Dös moan i aa.“ Mit einem Seufzer mußte er freilich noch darauf sagen: „Im Leb'n kimmt es halt decht allemal anders, wie der Mensch denkt . . .“

Und die Müllerin war ganz zufrieden damit. „In Gott'snam,“ sagte sie, „es wird schon so recht sein!“

Der Waldrainer-Flore und die Franzmüller-Lene sind heute ein musterhaftes Bauernpaar im Oberlande, und wenn ihnen zuweilen auch etwas gegen ihren Sinn ausgeht, so trösten sie sich damit, daß man nicht wissen kann, für was es gut sei, denn auch ein Unglück kann Glück bringen!

Auch ein Kalendermann.

Wenn der Leser den Lahrer Hinkenden zur Hand nimmt und darinnen alles zuverlässig vermerkt findet, die Bewegung der Himmelskörper, den Eintritt von Tag und Nacht, das Alter der Kronenträger und ihrer nächsten Angehörigen, auch weise Regeln für Stall und Küche, Haus und Hof, Acker und Nebberg — wenn er wieder allerlei Geschichten von der großen und kleinen Welt vor seiner Wißbegierde ausgebreitet sieht, Geschichten, die zum Lachen, aber manchmal auch zu ernstem Nachdenken sind — gut so, denkt sich da vielleicht dieser Leser: es ist nichts leichter als das Kalendermachen. Hingegen ist das Umgekehrte wahr; es müssen viele Hände und Köpfe zusammenwirken, daß eines der beliebtesten deutschen Hausbücher zustande kommt. Aber schließlich haben Geschichtenschreiber und Bildermaler, Drucker und Buchbinder ihre Arbeit getan und der Kalender soll unter die Leute kommen, unter Bürger und Bauern im Reich, aber auch unter die deutschen Landsleute, die in weiter Ferne leben bei schwarzen oder braunen Völkern, bei Chinesen, Indiern oder Negern. In unsern Städten und Städtchen ist die Erwerbung eines Kalenders ein leichtes: man braucht nur vor den erstbesten Bücherladen zu gehen, so sieht der Hinkende aus dem Ladenfenster auf die Gasse und wünscht den Neugierigen einen guten Tag oder Abend. Aber nicht jeder tut einen Gang zum Hinkenden; viele wohnen auch in Orten, wo kein Buchhändler feilbietet; darum wollen sie, daß der Hinkende eingeladen zu ihnen komme. Und der Kalender, menschenfreundlich wie er ist, tut die Fahrt. Nicht einzeln, sondern mit vielen Brüdern ganz des gleichen Aussehens zieht er hinaus, erst mit der Post oder Eisenbahn, dann (was viel vernünftlicher ist) auf dem krummen Rücken eines jener Kleinhandelsleute, die man Hausflurer nennt. Mag ein Dörfler, mag

eine weltcheue Einzelsiedelung noch so versteckt in den Bergen oder zwischen Moor, Wald und Heide liegen, der Hausierer findet den Weg dahin. In Sturm und Regen tappt unser wandernder Krämer mit seinem schweren Kasten und oft um so leichteren Magen zu den einsamen Höhen hinauf, gar froh, wenn die Last auf seinem Buckel um ein Kalenderein leichter geworden ist. Nun gibt es aber böse Zungen, die den Hinkenden verschwätzt haben oder ihm Böses angedichtet, weil selbigesmal auf die Kirchweih oder das Sängeresfest Sonnenschein im Kalender angefangen war und es ist ein abscheulicher Regentag gewesen. Oder der Bauer hat sich im Brüttekalendar versehen und läßt nun eigne Schuld auf den Hinkenden ab. Oder der Herr Pfarrer



Auch ein Kalendermann.

hätte über Matthäus 10, Vers 17—22 vom reichen Jüngling sollen predigen und es wurde das Gleichnis vom Senfkorn und Sauerteig abgehandelt. Da klopft denn der Kalendervote vergeblich an die Tür, und das Chriesewässerli, mit dem sein bedürftiger Magen schon gerechnet, wird allerdings getrunken, aber vom Hausherrn selber. Meist aber ist der

Kalender gut aufgenommen, denn er dient an manchen langen Winterabenden der Herrschaft wie dem Gefind zu Lehr' und Kurzweil und verbindet manche abgelegene Menschenniederlassung mit der Welt draußen.

Treulich gedenkt der Hinkende jener wackern Hilfsmänner, die den Kalender hinaustragen, und er drückt ihnen allen die Hand. Einem aber sei hier ein Denkmal gesetzt oder vielmehr ein Denkmälchen. Es ist ein gewisser Christian Stoll, ein braver Schwabe aus Meßingen. Dieses Meßingen liegt im württembergischen Oberamt Waach und es gibt dort zahlreiche Tuchmacher, wohlhabende und arme. Christian Stoll, ein Tuchmacherbub, kam nicht auf der Sonnenseite des Lebens zur Welt. Er lernte schmale Kost und viel Arbeit kennen, ging mit vierzehn Jahren zu einem Neutlinger Schuster in die Lehre und tat dann Gesellenarbeit da und dort in schwäbischen Werkstätten. Mit 28 Jahren trat Christian in den Ehestand. Daß ein armer Schustergefell eine Prinzessin heimführt, kommt nur in Märchen vor. Unser Stoll nahm mit einer Kleinbauern-tochter fürlieb und sie hieß Rosina Rüger. Noch vier Jährlein oder fünf arbeitete der junge Ehemann in seinem Handwerk, aber wovon soll das Dorfhandwerk leben, wenn die Bauern lieber die Ware fertig in der Stadt kaufen und daheim höchstens einmal einen kranken Schuh heilen lassen? Christian Stoll legte eines Tags den Schusterhammer beiseit und ging zum Handelsstand über. Im Sommer verkaufte er Wehsteine, im Winter Kalender und Bücher. In früheren Jahren begann Christian Stoll seine Wanderung zu Offenburg, und dann sahen ihn der Reihe nach fast alle protestantischen Orte diesseits des Rheinstroms bis weit hinauf zum Basler St. Darauf ging die Fußreise das Kinzigthal hinein in die Gutacher, Triberger und Wolfacher Gegend und hernach wieder ins Württembergische zurück. Auch eine zweite Heirat änderte nichts in der Lebensweise des Christian Stoll, der nun seit fünfundvierzig Jahren den Lahrer Volkskalender verbreiten hilft. Einer, der fleißig auf der Wanderung ist, kann mancherlei erleben: Gutes und Schlimmes. Es gibt einen Ort am Kaiserstuhl — einen lieben, saubern, weinsfröhlichen Ort, an den unser „Kalendermann“ aber nicht gerne denkt wegen der hohen Stiegen. Dort hat Christian Stoll vor Jahren einen tiefen Fall getan mitsamt der Bücherkiste. Die Bücher blieben heil, aber ihr Träger trug dauernden Leibschaden davon. Gleichwohl und trotz seiner 75 Jahre ist der tapfere Schwabe dem Wanderleben und dem Kalender treu geblieben. Hätte der Hinkende Orden auszuteilen, er wüßte wohl, welche Brust er damit schmückte. Weil dieses nicht sein kann, hat er das Kontrefei des Christian Stoll zeichnen lassen von Kurt Liebich, dem lustigen Maler zu Gutach an der Schwarzwaldbahn. Wenn aber der alte Christian im Ohr ein Klingeln verpörrt, so weiß er, woher es kommt. Es ist ein Gruß vom Hinkenden. W. Sch.